

Litterarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXXVI. Jahrgang.

II.

1897.

Tadra J.: Kulturní styky Čech s cizinou až do válek husitských. Spisův počtěných jubilejní cenou Král. České Společnosti Nauk v Praze, číslo VIII. V Praze. Nákladem jubilejního fondu Král. České Společnosti Nauk. 1897. (Die culturellen Beziehungen Böhmens zur Fremde bis zu den Hussitenkriegen. Nr. VIII der mit dem Jubiläumspreis der Kgl. Böhm. Gesellsch. d. Wissensch. ausgezeichneten Schriften.) 8°, XVI und 436 SS.

In der Vorrede zu dem letzten Bande seiner Geschichte des böhmischen Volkes stellte Palacký einen Ergänzungsband in Aussicht, welcher ausschließlich der Darstellung der culturgeschichtlichen Verhältnisse gewidmet sein sollte. Diese Absicht aber blieb bekanntlich unausgeführt. Diese Lücke auszufüllen, trug sich Tadra mit dem Gedanken, eine Geschichte der böhmischen Bildung („vypsání dějin vzdělanosti české“ — oder soll dies „Culturgeschichte Böhmens“ heißen?) in der vorhussitischen Zeit zu schreiben. Doch auch dieser sah sich im Verlaufe der vorbereitenden Arbeiten veranlaßt, von einer umfassenden und eingehenden Behandlung des gewählten Themas abzusehen. T. meint, wie er in der Vorrede zu dem vorliegenden Buche bemerkt, daß „eine Geschichte der Bildung in den böhmischen Ländern erst dann werde geschrieben werden können, bis die Vaticanischen Register vollständig durchsichtet sein — und dann allerdings auch bis die einheimischen und andere nähere Quellen vollständig veröffentlicht oder sonst zugänglich gemacht sein werden“. Das ist eine Ansicht, die wohl nicht jeder theilen dürfte, ist doch bisher gerade die mittelalterliche Geschichte Böhmens vorzugsweise durch Quellenpublicationen und darstellende Geschichtswerke gefördert worden. Anstatt des geplanten größeren Werkes legt also T. nur einen Theil seiner Studien über die „Geschichte der böhmischen Bildung“ vor. Sein Zweck geht dahin, zu zeigen, daß die Čechen ihre Bildung unmittelbar an den Quellen

geschöpft und den Deutschen nichts zu danken hätten. Es ist ein reines Tendenzwerk, das den tiefgreifenden Einfluß der Deutschen auf das culturelle Leben in Böhmen nicht nur möglichst tief herabdrücken, sondern am liebsten ganz in Abrede stellen möchte. Diese Tendenz ist so stark ausgeprägt, daß die erste eingehende Recension, welche das Buch von českischer Seite gefunden hat (im „Český časopis historický“ III. 109—120), sie ganz entschieden verurtheilt. Jeden irgendwie hervorragenden Mann, der in den Quellen mit der Bezeichnung „de Bohemia“ vorkommt, confiscirt T. für die českische Nationalität und nennt einen Conradus, einen Bertoldus, einen Henricus de Bohemia einfach „Konrád, Bertold, Jindřich Čech“. Weßhalb S. 105 Hermannus de Boemia und S. 273 Jacopo di Boemia einer solchen Annectirung nicht für würdig gefunden werden, wird nicht angegeben. Dem Titel zu Folge sollen nur die culturellen Beziehungen Böhmens behandelt werden, wenn aber der Verfasser Namen von Personen, die er für seine Zwecke benöthigt, nicht oder nicht in entsprechender Zahl oder genügender Qualität in Böhmen findet, dann muß lieb Vaterland größer sein, und werden Mähren und Schlesien in Contribution gesetzt. Mit der Bestimmung der Nationalität der vorgesehrten Personen wird der Verfasser ebenso leicht fertig, wie die Organe unserer modernen Volkszählungen. Jeder Wenzel wird da ein Čech, und einen Gottfried, einen Mauritius braucht man nur Bohumír, Mařík (!) anzusprechen und alle Zweifel an seiner Nationalität müssen verschwinden. Jeden irgendwie hervortretenden Mann reclamirt T. für die českische Nationalität, und wo dies nicht angeht, da begnügt er sich Čechen und Deutsche ohne Bemerkung nebeneinander anzuführen; wenn er aber ja schon etwas Lebenswerthes von einem Deutschen sagen muß, dann müht er sich ab, dem Manne, der so unvorsichtig war, in oder für Böhmen etwas Gutes und Tüchtiges zu leisten, etwas am Zeug zu flicken. Doch sehen wir uns den Inhalt des Buches näher an.

Das I. Capitel ist der Behandlung der Frage: „Woher haben unsere Vorfahren die Kenntniß fremder Länder geschöpft,“ gewidmet. Die ersten Nachrichten über Rom, Palästina und das Abendland läßt T. durch die Slawenapostel „Cyrill und Method, sowie auch durch andere Priester-Missionäre aus Deutschland“ nach Böhmen bringen. Ueber die geographischen Kenntnisse der Bewohner Böhmens in der hier in Betracht kommenden Zeit werden von dem Verfasser als Quellen jene in „unseren Bibliotheken“ erhaltenen mittelalterlichen Handschriften, welche Nachrichten über fremde Länder enthalten, herangezogen. Es werden aber hier nicht nur Handschriften aus den Bibliotheken Böhmens, sondern auch solche aus Olmütz, Troppan, Breslau, Leipzig, Bassau, Wien zc. angeführt. Eine feste Grundlage für die Aufstellungen des Verfassers aber können diese Handschriften wohl nicht abgeben, denn es müßte doch wohl erst für jede einzelne derselben festgestellt werden, ob und wann sie in Böhmen entstanden ist oder wann sie nach Böhmen gekommen ist, denn daraus, daß sich heute eine alte Handschrift in einer böhmischen Bibliothek befindet, folgt noch nicht, daß sie schon im 13. oder 14. Jahrhundert da war. In diesem Capitel präsentiert T. auch einen neu entdeckten berühmten Čechen, den Odoricus de Foro Julii oder de Bordenone, welcher als Missionär in den Jahren 1316—1330 weite Reisen in Asien gemacht hat, die er in einem noch in vielen (über 70) Abschriften vorhandenen Buche beschrieben hat. Odoricus wurde 1286 zu Bordenone geboren; sein Vater war einer der Söldner, welche Přemysl Ottokar II. in den Jahren 1270—1276 als Besatzung in Bordenone unterhielt. Einzig und allein daraus, daß der Vater Odoricus ein Söldner Ottokars gewesen, und aus dem Umstande, daß Odoricus in der Pariser Handschrift (der ein-

zigen von den 70 oder 71 bekannten) viermal, und zwar jedesmal auf Rasuren, als „Boemus“ bezeichnet wird, schließt Cordier, der letzte Herausgeber des Reisewerks Odoricus, daß Odoricus und sein Vater Čechen gewesen sein. Wenn der Vater Odoricus ein Söldner des Königs von Böhmen, der damals seine Herrschaft weit nach dem Süden hin ausgedehnt hatte, war, so folgt daraus doch noch nicht, daß er deshalb ein Čech oder auch nur ein Bewohner von Böhmen gewesen sein müsse. Aber T. schließt sich natürlich der Meinung Cordiers freudig an und sucht sie noch auf seine Weise zu stützen, indem er bemerkt: „Interessant ist es, daß unser Reisende und Schriftsteller in der Abtheilung, in welcher er die Insel Samori oder Samory (Sumatra) beschreibt, auch ein Königreich Namens „Sinohera“ nennt, was darauf hindeutet, daß zur Zeit der Niederschrift dieses Buches, also kurz vor seinem Tode unser Verfasser vielleicht noch čechisch verstanden hat!“ T. schließt seine Ausführungen über Odoricus mit der Tirade: „Hat sich Odoricus selbst zur čechischen Nationalität bekannt, so sind wir umsomehr berechtigt ja verpflichtet, unter die Namen der im Mittelalter berühmten und weltbekannten Čechen auch den Namen des ruhmvollen Reisenden und seliggesprochenen Missionärs, des Čechen Ulrich oder Odoricus einzureihen, aus dessen Schrift spätere Reisende, selbst der bei uns mehr als Odoricus bekannte Mandeville, ganze Stücke fast wörtlich abgeschrieben haben.“ Da wäre also glücklich wieder eine rettende That vollbracht. Ist das aus dem Namen „Sinohera“ geholt Argument nicht köstlich? Bei Anwendung einer solchen Methode hätte es T. doch gewiß keine Schwierigkeiten machen können, den čechischen Ursprung der Japanesen festzustellen. Nach Aufzählung einer Reihe von Reisebeschreibungen werden die Kreuzzüge, die Reisen der Regenten, Gesandten und Pilger als die geographischen Kenntnisse fördernde Elemente besprochen.

Das II. Capitel behandelt die aus Böhmen nach den umgebenden Ländern führenden Wege, über welche eine reiche Literatur vorliegt, die aber hier nicht erschöpft erscheint.

Das Thema des III. Capitels bilden die Handelsbeziehungen. Es beginnt mit Samo, dem fränkischen Kaufmann, und da dieser als tüchtiger Mann und als Herrscher sich bewährte, muß er ein Slawe sein. T. wiederholt hier — wie auch sonst sehr häufig — einfach die Argumente Palacký's und thut dies so mechanisch, daß er sich ohne Scrupel auch die angebliche Abstammung Samo's von den angeblich in den Niederlanden hausenden Beletern aneignet! Daß der tapfere Samo ein Kaufmann gewesen sein soll, paßt T. auch nicht. Da hatte doch Tomek schon 1863 den Muth, trotz Palacký kurz und gut zu sagen: „Nach dem gleichzeitigen Zeugnisse Fredegars war Samo seiner Abkunft nach ein Franke, und zwar nicht nur ein Angehöriger des fränkischen Reiches, sondern er war, wie wir einfach glauben müssen, der fränkischen Nation (natione Francus) entsprossen.“ Kaufleute aus Böhmen läßt T. schon im 13. Jahrhundert bis nach Buchara vordringen, verschweigt aber vorsichtig die Quelle für diese Behauptung. Bezüglich der Handelsbeziehungen mit Ungarn hätten wohl die reichen Quellsammlungen zur Geschichte Ungarns auch Beachtung verdient. Die Kaufleute aus Böhmen in Venedig im „Fondaco dei Tedeschi“ zu finden, bereitet T. offenbar Unbehagen, er tröstet sich aber damit, daß die Kaufleute aus Böhmen, Ungarn und Polen gleiche Rechte auf den Fondaco gehabt hätten wie die Deutschen. Daß der Handel in Böhmen ein Recht der Bürger war und diese in ihrer überwiegenden Mehrzahl Deutsche waren, das an dieser Stelle (S. 37—8) zu bemerken, würde allerdings nicht der Tendenz des Buches entsprechen.

Erst auf S. 46 finden wir das Bekenntniß: „Die einheimische Bevölkerung Böhmens, ursprünglich sich nur mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigend, beschränkte sich in den ältesten Zeiten beim Handel auf die nöthigsten Bedürfnisse, die zuhause nicht zu finden waren, nämlich auf Salz und Gewürze, den Ueberfluß an Naturproducten aus dem Lande ausführend. Durch fremde Handelsleute, welche verschiedene andere Sachen ins Land brachten, begann sich auch das Bedürfniß nach diesen Dingen zu verbreiten und der zunehmende Handel verblieb größtentheils auch in den Händen der Fremden oder der Kaufleute anderer Völker, welche sich im Lande, namentlich in den königlichen Städten, niederließen.“ Mit Behagen dagegen verweilt T. bei dem Georgius Theotonicus de Boemia, welcher mit vier Genossen („Mices qui dicitur Nicolaus de Polan (?), Nicolaus et Paulus de Driga (?), Johannes de Olemec (Olomuc) et Petrus de Jerme (?) omnes de Boemia“) nach Venedig gekommen waren, um daselbst, wo immer sie könnten, zu stehlen. Der eine deutsche Lump macht ihm so viel Freude, daß er darüber vergiftet, seinen auf diesem Gebiete doch schon erprobten Scharf sinn durch die Bestimmung der Nationalität der übrigen vier glänzen zu lassen.

Das umfangreiche IV. Capitel handelt vom Christenthum und den Beziehungen zur römischen Curie. Hier kann T. allerdings nicht leugnen, daß zuerst deutsche Priester und Mönche das Christenthum nach Böhmen gebracht haben; nichts desto weniger gebührt nach ihm das Verdienst der Christianisirung Böhmens ausschließlich Cyrill und Method. Das Wirken der beiden Slavenapostel wird hier erzählt, als ob die uns überlieferten Quellen gar keine Schwierigkeiten bieten würden. Nebenbei löst T. die vielumstrittene Frage, welche die von den Slavenaposteln eingeführte Schrift gewesen sei, spielend dahin, daß er sagt, es sei die cyrillische und die glagolitische gewesen. Seite 57 gibt T. seinem Unwillen über jene böhmischen Schriftsteller, welche den Einfluß der slavischen Liturgie und der altslavischen Sprache nach seiner Meinung ungehörig unterschätzen, Ausdruck, wobei er sich nicht enthalten kann, unterm Strich eine Recension Kvičala's zu citiren, in welcher sich dieser auch über jene Schriftsteller ärgert, welche neuestens ausführen, daß die Čechen in allem und besonders auch in der Literatur durchaus vom lateinischen und deutschen Element abhängig sind. Daß unter den ersten Bischöfen von Prag einige deutsche Priester waren, kann T. nicht ungeschehen machen, und so tröstet er sich damit, daß ihre Wahl zweifellos auf den Willen der Regenten zurückzuführen, und daß von ihnen, wie nicht zu bezweifeln sei, die Kenntniß der böhmischen Sprache verlangt worden sei. In der Anmerkung auf Seite 60 macht sich T. über Wolkán lustig, daß dieser „aus dem Umstande, daß bei der Weihe (!) des ersten Bischofs die deutschen Priester (!) „Christo keinado“ gesungen haben, gerne auf uralte Anfänge der deutschen Dichtkunst in Böhmen bis im 10. Jahrhunderte schließen möchte“. Da erlaubt sich T. eine Fälschung der Quelle, denn nicht bei der Bischofsweihe, sondern beim Einzuge Dietmars in Prag, und nicht von deutschen Priestern, sondern vom Herzog und den Großen (dux et primates) wurde deutsch gesungen, und ebenso wird die Ausföhrung Wolkáns gefälscht, denn dieser sagt in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen“ S. 173: „Lieft man die Chronik des Prager Domherrn Cosmas, so wäre man fast geneigt, die Anfänge deutscher Litteratur in Böhmen weit früher anzusetzen; denn schon im J. 973, als Dietmar, der erste Bischof Prags, seinen Einzug in die Hauptstadt hält, tönt ihm aus dem Munde des Herzogs und der Vornehmen des Landes der deutsche Leiz entgegen: „Christe keinado, kirie eleison unt die halicgen alle helfunt unse, Kirie eleison!“ und die Masse des Volkes, die „simpliciores et idiotae“ wiederholten

den Refrain in der mundgerecht gemachten Weise „Kerlessu“. Wohl ist diese Nachricht ein wichtiges Zeugniß dafür, wie früh die deutsche Sprache in Böhmen wieder sich Geltung verschaffte, und selbst Cosmas, dessen ausgeprägt tschische Gesinnung sich nirgends verleugnet, beugt sich doch unwillkürlich vor deren Ueberlegenheit, wenn er im Gegensatz zu Fürst und Adel das der deutschen Sprache unkundige Volk mit den angeführten Worten kennzeichnet. Aber für die Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen steht jener Leis zu vereinzelt da, um aus ihm irgendwelche Schlüsse ziehen zu können.“ Das also und nicht mehr, sagt Wolfan. Dieses „Christe keinado“ hätte wohl in einem Buche über die culturellen Beziehungen Böhmens eine andere Behandlung als die erwähnte Abfertigung unterm Text verdient, auch dürfte es wohl in culturgeschichtlicher Beziehung eine einigermaßen größere Bedeutung beanspruchen als die oben erwähnte, ausführlich behandelte Diebsbande aus Böhmen in Venedig. Sonderbarer Weise reagirt T. in keinerlei Weise auf die neueste Darstellung der Christianisirung Böhmens, die Lippert in seiner trefflichen „Social-Geschichte Böhmens“ gibt. Er wird wohl wissen warum. Es ist überhaupt auffallend, wie ängstlich T. diesem Werke aus dem Wege geht, obwohl er sehr viel daraus hätte lernen können. Seite 61 versucht T. an den in einer Plasser Urkunde vom Jahre 1195 genannten Personen eine nationale Statistik, bemerkt aber selbst zum Schluß: „aus den bloßen Namen kann nicht auf eine andere Nationalität geschlossen werden.“ Das hätte er sich an gar vielen Stellen seines Buches vor Augen halten sollen. Nach der Christianisirung werden die Beziehungen Böhmens zu Rom immer häufiger. Diese werden illustriert durch die Reisen der Pilger, kirchlicher und weltlicher Würdenträger nach Rom, wo endlich Karl IV. das böhmische Hospiz errichtet. Weiter wurden der päpstliche Zehent, die Taxen und sonstige Zahlungen (wohl ausführlicher, als es für den vorliegenden Zweck erforderlich wäre), besonders breit auch Karls IV. Römerzug und sein Aufenthalt in Avignon, behandelt. Den Schluß des Capitels bildet ein Verzeichniß von Personen aus Böhmen, welche am päpstlichen Hofe bedienstet waren. Da wird Albertus Bohemus oder Albert Beham zu „Vojtěch Čech“, Martinus de regno Bohemiae oriundus, patria Opaviensis (auch Martinus Polonus genannt) zu „Martin Čech z Opavy“. Ob auch Jacobus dictus Boch durch „Jakub řečený Báh“ wiedergegeben werden darf, ist wohl auch fraglich.

Im V. Capitel gelangen die Beziehungen zu Ungarn und den östlichen Ländern zur Behandlung. Natürlich werden auch die Anfänge des Christenthums in Ungarn mit Cyrill und Method in Verbindung gebracht. Ueber die Beziehungen Böhmens zu Ungarn werden hier fast nur Aeußerlichkeiten erzählt. Ueber das Eindringen des Hufitismus in Ungarn wird zumeist mit den Worten Zircéks berichtet, dessen Behauptung, daß die Compactaten auch ungarisch abgefaßt worden seien, gleichfalls wiederholt wird. Unter den in der ungarischen Kanzlei zur Zeit R. Siegmunds thätigen Cechen wird auch Caspar Schlic genannt. Ungarische Quellen werden (mit Ausnahme der „Monumenta Hung. Vaticana“) für die Darstellung gar nicht herangezogen. Die Notizen über Beziehungen zu Serbien, Kroatien und Byzanz sind mehr als dürftig. Zum Schluß werden zwei interessante Fälle der Verwendung von Vergleuten aus Rutenberg im Auslande erwähnt. In dem einen Falle schließt ein Fürst Nicolaus (welchen hier T. wohl mit Recht mit Nicolaus Canudo identificirt) mit zwei Vergleuten aus Rutenberg und ihren Genossen (domino S. nec non N. Allamanis et montanis ceterisque sociis suis et concultoribus nec non successoribus universis) einen Vertrag betreffend die Anlegung und den Betrieb von Gold-

Silber-, Kupfer- und sonstigen Bergwerken auf zwei ihm gehörigen Inseln. Diese zwei Inseln werden in der Urkunde, welche T. in der Summa Gerhardi (S. 76 Nr. 63) herausgegeben hat, „Mely et Ohy“ genannt, wozu damals (1882) T. bemerkte: „Sollten es vielleicht die Inseln Melos und Chios sein?“ Jetzt nennt er die Inseln ohne weitere Begründung „Naxos und Chios (oder vielleicht Kimolos?)“. In dem anderen Falle wurden Rutenberger Bergleute durch einen Bevollmächtigten des Dogen von Venedig im Jahre 1364 angeworben, um die Venetianer bei der Bekämpfung des Aufstandes auf Kreta mit Minenarbeiten und dergleichen zu unterstützen. Es hätte vielleicht nicht geschadet zu bemerken, daß damals Rutenberg deutsch war, denn gewiß wird dies heute vielen Lesern des Buches unglaublich erscheinen. Vielleicht wollte er diesen den Schmerz ersparen, erfahren zu müssen, daß auch Rutenberg durch die bösen Deutschen begründet und zur Blüthe gebracht worden ist.

Capitel VI handelt von den Beziehungen Böhmens zu Polen, Lithauen, Preußen und Rußland. Die Bekehrung Miezyslaw's durch Daubrawka, die Tochter des Böhmenfürsten Boleslaw I., hatte die Einführung des Christenthums in Polen zur Folge. Daß das zu Polen errichtete Bisthum zuerst (vor der Errichtung des Erzbisthums Gnesen) dem Mainzer und dann dem Magdeburger Erzbisthum untergeordnet war und Jordan, der erste Bischof von Polen, ein Deutscher gewesen ist, wird mit keinem Worte erwähnt, weil der Leser des Buches den Eindruck gewinnen soll, daß die Christianisirung Polens ausschließlich das Werk Daubrawka's, des h. Adalbert und der von diesen aus Böhmen dahin gebrachten Priester gewesen sei. Auch die kirchliche Organisation und die ältesten Kirchenlieder hätten die Polen von den Tschechen übernommen. Hier erfahren wir auch, daß „Methud, selbst ein tüchtiger Maler (!), die Malerei aus Byzanz nach Böhmen gebracht, von wo sich dieselbe auch nach Polen ausgebreitet habe (!)“. Beweis hiefür sollen „einige, obwohl nicht zahlreiche, bisher erhaltene alte Denkmäler“ sein, von denen jedoch der Leser nicht erfährt, welcher Art und wo diese Denkmäler sind, und auch nicht, wo er sich sonst in der Literatur über sie belehren könnte. Als förderlich für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Böhmen und Polen werden „die häufigen verwandtschaftlichen Bande der vornehmsten Familien beider Länder“ bezeichnet, als Beleg aber kann T. nur die nach Krakau vermählte Schwester Prognata's, des Gründers von Tepl, anführen. Die Beziehungen Böhmens zu Preußen beginnen mit dem h. Adalbert, bezüglich dessen sich T. auffallender Weise mit der bloßen Nennung begnügt, während er die vorbereitenden Schritte des Olmüher Bischofs Heinrich Bbil zur Missionsreise nach Preußen näher bespricht. Ueber den von Bbil erreichten Erfolg aber schweigt T. gänzlich; auch der Chronist meint, es sei besser von Bbil's Reise zu schweigen, denn er habe vergebens gearbeitet. Nach Besprechung der Kriegszüge, welche Otto- kar II. zur Unterstützung des deutschen Ordens gegen die Preußen unternommen hat, springt die Darstellung neuerdings auf Polen über, um sich dann wieder mit Preußen und dem deutschen Orden zu beschäftigen. Auf Seite 147 wird ausgeführt: „Die tschechische Sprache erlangte sowohl in Polen als auch in Lithauen Geltung im öffentlichen Leben. Am königlichen Hofe in Polen und ebenso am fürstlichen Hofe von Lithauen wurden tschechische Zuschriften und Quittungen angenommen, tschechisch schrieben die Prager an den Fürsten Witold, böhmische Herren an den polnischen König. Selbst die Polen und Lithauer verwendeten öfter in Urkunden die tschechische Sprache, ja später gelangte die tschechische Sprache auch bei der Kronmatrik d. i. der Landtafel des Königreiches Polen in Gebrauch“. Als Beleg führt T. einen kurzen Anfsatz im V. Jhrg.

der böhmischen Museumszeitschrift und eine Abhandlung Perwof's in der „Osvěta“ 1873 an. Ersterer bietet zwei Briefe des Großfürsten von Lithauen aus dem J. 1431, von denen der eine an den Fürsten Sigmund Korybut, und der zweite an den Taboritenführer Prokop und vier andere böhmische Herren der Husitenpartei gerichtet ist: das ist also die Verwendung des Čechischen als diplomatische Sprache in Polen, von der man auch in anderen čechischen Schriften immer wieder lesen kann. Was die Verwendung der čechischen Sprache in der polnischen Landtafel anbelangt, ist es L. entgangen (?), daß Perwof über die čechischen Eintragungen in der polnischen „Metrica“ sich genauer im Časopis musea král. česk. 1880 S. 408—9 ausgesprochen hat und hier alle diese čechischen Eintragungen, welche sämmtlich Schlesien betreffen, aufzählt; es sind ihrer im Ganzen sechs aus den Jahren 1484, 1488, 1490, 1494, 1502 und 1552, also ganz vereinzelte Ausnahmefälle, die überdies mit der in dem vorliegenden Buche behandelten Zeit gar nichts zu thun haben! Ueber die Beziehungen Böhmens zu Rußland kann L. nur sehr wenig beibringen und dieses Wenige ist von zweifelhaftem Werthe, wie die „bezpochyby“ (ohne Zweifel) und „prý“ (angeblich) zeigen. Anknüpfend an das Zusammentreffen des vom Kreuzzuge über Kiew zurückkehrenden Wladislaus II. mit dem russischen Fürsten Izjaslav im J. 1148, bemerkt L., daß sich dann die Nachrichten über militärische Unterstützung Rußlands durch Böhmen öfter wiederholen, gegen seine Gewohnheit aber führt er dies nicht näher aus und sagt auch nicht, wo der Leser Genaueres darüber erfahren könnte.

Im VII. Capitel kommen die Beziehungen zu Meissen, Sachsen und den nördlichen Ländern an die Reihe. Auch hier vermittelt das Christenthum die Verbindung. Der erste Bischof von Prag war ein sächsischer Mönch, und der heilige Adalbert hat seine Jugend in Magdeburg zugebracht. Bei der Nachbarschaft Meissens und in Folge des theilweisen Anfalles an Böhmen ist es nicht verwunderlich, daß die Beziehungen namentlich in kirchlicher Beziehung sich inniger gestalteten. Die Behauptung, daß Sachsen unter Carl IV., wie später auch Baiern, von čechischen Inseln förmlich durchsetzt gewesen sei, hätte wohl einer näheren Ausführung und Begründung bedurft. Bezüglich Dänemarks erzählt L. über die Königin Dagmar mit den Worten Wocel's, dessen Aufsatz in der Zeitschrift des böhm. Museums v. J. 1846, natürlich entsprechend gekürzt, wiedergegeben wird, nur daß als Todestag Dagmar's der 21. Mai 1213 statt des 24. Mai angegeben erscheint. Daß seit Wocel (1846) die Forschung doch noch einiges über die Tochter Přemysl's I. und der Adelheid von Meissen zu Tage gefördert hat, hätte L. bequem aus „Ottův Slovník naučný“ erfahren können. Die Beziehungen zwischen Böhmen und England beginnt L. mit dem Jahre 1158: in diesem Jahre hat nämlich Kaiser Friedrich nach der Eroberung Mailands während des Festgottesdienstes seine Krone, welche er kurz vorher vom englischen Könige zum Geschenke erhalten hatte, dem König Wladislaus von Böhmen aufs Haupt gesetzt! Lebhaftere Beziehungen zwischen Böhmen und England bildeten sich erst seit Johann von Luxemburg heraus und wie tiefgehend der Einfluß gewesen, den Willelms durch seine Lehren auf die Verhältnisse in Böhmen ausgeübt hat, ist allbekannt. In seiner allumfassenden Weise möchte L. gerne den englischen Chronisten Adam de Usk zu einem Ceden machen und legt sich demgemäß S. 167 dessen Biographie zurecht. Indessen hat schon Goll gezeigt, daß hier nicht an Aufsig oder einen anderen Ort in Böhmen des Namens Usti zu denken ist, daß vielmehr dieser Adam aus Usk in der Grafschaft Montmouthshire stammt. Dazu bemerkt Goll: „Wenn so irgendein

deutscher Schriftsteller sich einen unzweifelhaften Geden anzuweignen gesucht hätte, es wäre ihm in Tabras Buch schlecht ergangen."

Aus dem Norden werden wir im VIII. Capitel wieder nach Bayern und in die westlichen Länder geführt. Das Eindringen des Christenthums nach Böhmen von Bayern aus behandelt der Verfasser nur kurz, um sich dann umsomehr mit den zahlreichen Beziehungen der bayrischen Klöster zu Böhmen zu beschäftigen, wobei hauptsächlich die Geschenke, welche böhmische Fürsten und Große den Kirchen und Klöstern gemacht haben, hervorgehoben werden, auf die Ursache dieser lebhaften Wechselbeziehungen aber nicht weiter eingegangen wird. S. 172 erpreßt es T. ein Ruszeichen, daß Prof. Neuwirth in einer Münchner Handschrift „nigram fraternitatem“ liest, während J. Truhlar dieselbe Stelle zehn Jahre früher „nostiam fraternitatem“ gelesen hat. Ob nun so oder so zu lesen ist, kann doch nur auf Grund der Handschrift sichergestellt werden, aber unmöglich oder widersinnig ist die Lesung „nigra fraternitas“ keineswegs. Weiter werden Personen aus Böhmen, Schlesien und Oberösterreich angeführt, welche T. in Passau, Regensburg, Freising, Straßburg, Aachen und Bamberg gefunden hat; etwas näher wird auf den bekannten Passauer Dechant Albert von Beham eingegangen, von welchem T. „durchaus nicht bezweifelt, daß er von Geburt ein Cech war.“ Auch werden jene Domherren angeführt, welche neben ihren Pfründen gleichzeitig auch Beneficien in Böhmen besaßen und daraus wird auf beständige Wechselbeziehungen zwischen den böhmischen und deutschen Ländern geschlossen. Es wird da aber doch zu beachten sein, daß die Mehrzahl der vielen Ausländer, welche Beneficien, in verschiedenen Orten und Ländern cummulirt haben, diese Beneficien keineswegs auch thatsächlich selbst verwaltet haben, oder auch nur in die betreffenden Orte gekommen sind. Seite 181 wird bemerkt: „Als deutscher Prediger in Königgrätz wird der Priester Berthold von Regensburg genannt.“ Wann Berthold in Königgrätz gewirkt haben soll, findet T. nicht nöthig anzugeben, und auch das Datum der Urkunde aus dem vaticanischen Archive, auf die er sich als Quelle beruft, führt er nicht an. Die Notiz könnte die Meinung veranlassen, Berthold sei der für eine deutsche Minorität in Königgrätz bestellte Prediger gewesen. Indessen war Königgrätz bis zu den Hussitenkriegen eine deutsche Stadt, in welcher der tschechischen Minorität das als Capelle bezeichnete Klementskirchlein zu ihrem Gottesdienste eingeräumt war. Berthold von Regensburg aber war einer der größten Volksprediger des Mittelalters, welcher auf seinen Missionsreisen um 1240 auch nach Königgrätz gekommen war, wo er die Bürgerschaft durch seine Predigten zur Erbauung des Franziskanerklosters begeisterte. Berthold starb 1272 zu Regensburg. Seite 181 liest T. aus einem Schreiben des Kanzlers Johann von Neumarkt an den Prager Erzbischof „einen interessanten Vergleich zwischen Nürnberg und Prag“ heraus. In dem Schreiben, welches übrigens schon Schulz im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ veröffentlicht hat, wird nun allerdings der in Folge beständigen Regens trostlose Zustand der Wege und Gassen in Nürnberg geschildert, aber Prags geschieht dabei mit keinem Worte Erwähnung. Eingehender werden jedoch die Beziehungen zu Frankreich namentlich in den Zeiten Johannis von Luxemburg und Karls IV. behandelt, wobei der Leser allerdings viel Neußerlichkeiten mit in den Kauf nehmen muß. In einem Nachtrag zu diesem Capitel führt T. aus einem in der Münchner Allgemeinen Zeitung (1896 Weil. 229) erschienenen Berichte über Dr. J. Sepps Schrift: „Ansiedlung kriegsgefangener Slawen oder Sklaven in Altbayern und ihre letzte Spuren“ an, daß die Slawen in

Bayern sich sehr fleißig mit Salzflecken, Bergbau und Gartenbau beschäftigt und daß sie namentlich Hopfenbau und Bienenzucht in Bayern eingeführt hätten. Auch die Benützung der Heilquellen sowie das Schwemmen des Holzes auf dem Flusse Linbisache sei von ihnen eingeführt worden. Leider kann T. nicht feststellen, inwiefern sich die Ausführungen Sepps auf die Čechen beziehen, aber er hielt es „angesichts der sich fort wiederholenden Behauptung von der Inferiorität der alten Slawen auf allen Gebieten der Industrie und des Handels“ für seine Pflicht, auf dieselben nachträglich aufmerksam zu machen. Wir kennen Sepps Schrift nicht und können uns also über ihren Inhalt nicht äußern; aber wenn schon T. darauf ausging, der „Behauptung von der Inferiorität der alten Slawen auf allen Gebieten der Industrie und des Handels“ den Garauß zu machen, dann wundert es uns, daß er sich ein Resultat „heimischer Forschung“, das nicht irgendwelchen nebelhaften Slawen, sondern ausschließlich den Čechen zugute kommt, hat entgehen lassen. Das Resultat dieser „Forschung“ ist kurz, so daß wir es hier wörtlich wiedergeben können. Es lautet: „Die erste gründliche Reinigung der Prager Senkgruben erfolgte im Jahre 1422, als die Prager gegen Sigismund Karlstein belagerten; mit starken Wurfmaschinen haben sie nämlich in die Burg 820 Fässer Unrath und Excremente aus den Senkgruben, welche sie bis von Prag hinaus nach Karlstein führten, geschleudert, was unter der Leitung des Schmieders Hedwika durchgeführt wurde. Das war der erste Anfang des Abfuhr-Canalisationsystems in Prag bereits im XV. Jahrhunderte.“ Das ist doch ein Kunststück, das Abfuhr-Canalisationsystem vierhundert und so viel Jahre vor seiner wirklichen Erfindung zu erfinden! Und das steht nicht etwa in den „Humoristické listy“, sondern in „Ottáv Slovnik naučný“ VI, 406, und der Verfasser ist der „Fachmann“ und präsumptive Landesconservator der Kunstdenkmale in Böhmen, Banmeister Herain.

Das IX. Capitel führt den Leser nach Oesterreich, in die Alpenländer und weiter nach dem Süden. Den slavischen Ursprung Wiens streift T. nur ganz flüchtig, ohne sich auf eine weitere Darlegung, die doch seine Leser gewiß interessirt hätte, einzulassen. Mehrere von den unvorsichtigen „Lechen“, die sich in Regensburg von deutschen Priestern taufen ließen, anstatt auf Cyrill und Method zu warten, sucht T. in der Weitraer Gegend, weil diese auch nach der Errichtung des Prager Bisthums zur Passauer Diocese gehört hat! In den Beziehungen zu Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain spielt natürlich Přemysl Ottokar II. eine hervorragende Rolle. Seine Förderung des Deutchthums in Böhmen wird ihm in diesem Capitel gnädig verziehen, da es T. hier besser paßt, seinen Lesern zu zeigen, was die genannten Länder dem König von Böhmen verdanken. Von österreichischen Klöstern werden u. a. auch „Chotčovice“, „Jamnik“ oder „Jeruš“ besprochen; glücklicherweise fügt der Verfasser in Klammern gleich die Namen Göttsweib, Gämung und Geras hinzu, denn sonst wüßte auch der lauterste Čech nicht, um welche Orte es sich hier handelt. Das steierische Kloster Neum (oder Rein) wird S. 206 und im Index „Neum“ geschrieben. Wo sich in einem Kloster Handschriften befinden, welche in Böhmen entstanden sind oder in welchen irgendwie auf Böhmen Bezug genommen wird, da setzt T. Beziehungen dieser Klöster selbst zu Böhmen voraus. Das mag wohl öfter aber nicht immer richtig sein, denn gar manche dieser Handschriften ist wohl erst auf Umwegen und vielleicht auch erst spät an ihren jetzigen Standort gekommen. Als Beleg für die Beziehungen Böhmens zum Kloster Interlaken gilt T. der Umstand, daß die Privilegien des Klosters von Karl IV. zweimal und auch von

Wenzel IV. bestätigt worden sind. In dem folgenden Verzeichniß der in den österreichischen Ländern wirkenden Böhmen oder Tschechen werden zwei verschiedene Persönlichkeiten, der Notar in der Kanzlei Johanns und Karls IV. Nikolaus Efficar von Luxemburg und Nikolaus von Böhmen, der natürliche Sohn K. Johanns, später Bischof von Naumburg und Patriarch von Aquileja, in eine Person verschmolzen, wie soeben Klieman im *Český časopis historický* III S. 246–249 nachweist. Ausführlicher bespricht dann der Verfasser neuerdings die Beziehungen zu Italien. Cyrill und Method, S. Adalbert, die Belagerung Mailands, besonders aber die Römerfahrten der deutschen Kaiser bzw. Könige bilden den Inhalt. Daß man in Italien über Böhmen sowohl wie über die böhmischen Herrscher und ihren Charakter gut unterrichtet war, dafür führt T. eine Stelle aus Dante an, in welcher es heißt, daß Ottokar als Kind besser war als dessen Sohn Wenzel, welcher der Faulheit und Bequemlichkeit in die Arme fiel, in der Anmerkung zu dieser Stelle aber sagt er, daß das Urtheil Dante's nur als das Urtheil des Dichters, dem die Gestalt Ottokars sympathischer als die Wenzels war, betrachtet werden könne. Wie stimmt das also zu dem gut unterrichtet sein oben im Text?

Das umfangreichste Capitel des Buches ist das X., dessen Ueberschrift lautet: „Die Tschechen auf den mittelalterlichen Universitäten und die Stellung der tschechischen Nation an denselben.“ T. leitet es mit den Worten ein: „Daß das tschechische Volk gleich in den ältesten Zeiten gesunde und starke Elemente der Bildung, wie welches slawische oder deutsche Volk immer, in sich trug, ist unbestreitbar, und daß einzelne aus dem tschechischen Volke in großer Zahl sich bemühten, höhere Bildung zu was immer für einem Zwecke sich anzueignen, dafür finden wir Beweise in Fülle. Frühzeitig begegnen wir Erwähnungen von Schulen und Schulbildung in Böhmen, der hl. Wenzel besuchte die Schule in Budeč, Adalbert aus dem Geschlecht der Slavnike begab sich, nachdem er die Anfänge der Schulbildung zuhause erworben, nach Magdeburg in die Schule, der Chronist Kosmas studierte in Lüttich in den Niederlanden; wo Peter, der Sohn Vobidas, der Propst von St. Georg, studirt hat, „der sich vor anderen in der Schrift und Gelehrsamkeit auszeichnete und beide Sprachen, sowohl die deutsche wie die römische, gekannt hat“ und 1073 mit dem Fürpan Přebda nach Rom geschickt worden ist, können wir nicht mittheilen.“ Daß S. Adalbert und Kosmas gerade an deutschen Schulen studirt haben, regt T. ebensowenig zu einer Erwägung an, als die Hervorhebung der deutschen und römischen Sprache als der „beiden Sprachen“. Die in diesem Capitel enthaltene Zusammenstellung der Namen der an den Universitäten des Auslandes studirenden Studenten aus Böhmen ist jedenfalls der verdienstlichste Theil der Arbeit T's. Hier wird aber auch um die Wette jeder, dessen Name in den Quellen mit dem Beisatz „Bohemus“ oder „de Bohemia“ vorkommt, tschechisirt. Der Reihe nach werden hier behandelt die Universitäten zu Paris, Bologna, Padua, die Studienanstalten zu Rom und Avignon, Perugia, Vicenza, die Universitäten in Montpellier, Prag, Krakau, Wien, Erfurt, Heidelberg, Köln, Oxford und Leipzig. Natürlich findet die Prager Universität eine besonders eingehende Behandlung. Die ersten Professoren der Prager Universität erklärt T. als der großen Mehrheit nach für gebürtige Tschechen. Diese Professoren waren: „Johannes Morawecz“, welcher unter den Magistern der Theologie in Avignon als „Fr. Johannes Marrain“ eingetragen ist; der zweite ist „Albertus Bludonis . . . de nobili genere baronum regni Boemie“, der dritte „magister Nicolaus de Luna“. Der vierte wäre Johann von Dambach, aber da ihm der Name zu deutsch klingt, hegt T. Zweifel, ob

er überhaupt nach Prag gekommen sei, und setzt an seine Stelle den „Petrus de Bielina“. Die genannten vier waren Lectoren der Theologie. Als Vertreter des kanonischen Rechtes ist der erzbischöfliche Kanzler Stephan bekannt. Diesen identificirt T. unbedenklich mit „Stephanus quondam Johannis de Uhrzeticz, juris peritus, perpetuus vicarius archiepiscopi in ecclesia Pragensi“. Medicin trug der Leibarzt des Kaisers Balthasar von Tuscan vor. Von der Arztenfacultität ist Walter „artium liberalium professor, baccalarius et physicus“ bekannt. Unter diesen nun — jagt T. — „befindet, sich kaum einer, von welchem es unzweifelhaft wäre, daß er ein Deutscher war“, den Beweis aber, daß sie Cechen waren, bleibt er schuldig. Ein paar Seiten weiter wird angeführt, daß die Zahl der Studenten, welche der sächsischen Nation angehörten, etwa ein Drittel, jene der polnischen Nation, zu welcher auch die Studenten aus Obersachsen und Thüringen gehörten, sowie jene der bayrischen Nation je ein Viertel, die Zahl der Studenten der böhmischen Nation aber Anfangs nur ein Fünftel der Gesamtzahl aller Prager Studenten betrug, und daß zweifellos auch die Zahl der deutschen und czechischen Professoren dem angeführten Verhältnisse entsprochen haben wird. Das gibt nun allerdings einen sehr geringen Procentsatz czechischer Professoren, der mit der Fülle von Lehrkräften czechischer Herkunft, die nach T. bei der Errichtung der Prager Universität zur Verfügung gestanden sein soll, nicht gut stimmen will. Die Maßregeln, welche zum Abzug der deutschen Studenten aus Prag führten, bemüht sich T. natürlich als ganz gerechtfertigt darzustellen. Darüber, daß die Prager Universität durch die Vertreibung der Deutschen von ihrer universellen Bedeutung zu einer Universität der czechischen Nation herabgesunken ist, tröstet sich T. damit, daß dies ja früher oder später doch gewiß auch ohne Aenderung der Universitätsstatuten geschehen wäre.

Im XI. Capitel werden „die Deutschen in Böhmen und die Opposition gegen dieselben“ behandelt. Wie sie da wegkommen, läßt sich schon aus dem Vorhergehenden schließen. Daß das Städtewesen in Böhmen durch die Deutschen begründet und zur Blüthe gebracht worden ist, läßt sich nicht ablenken, so bleibt T. nur der Trost in dem Gedanken, daß sich bei den Cechen auch ohne Einwanderung der Deutschen die städtische Municipalverfassung selbständig in natürlicher Weise entwickelt hätte. Dabei kümmert er sich gar nicht um die reiche Literatur, welche in neuester Zeit die Frage nach den Anfängen des Städtewesens gezeitigt hat. Das deutsche Recht in Böhmen sieht T. mit scheelen Augen an und meint, daß die Verschiedenheit der Rechte häufig Unzukömmlichkeiten und für das einheimische Volk wegen der Unkenntniß des Rechtes und der deutschen Sprache oft Schaden und Ungerechtigkeit veranlaßt habe. „Einen viel wohlthätigeren, Einfluß“ gesteht T. den deutschen Handwerkern und Kaufleuten auf die Hebung von Industrie und Handel in Böhmen zu. Beklemmungen bereiten T. die in deutscher Sprache abgefaßten Artikel der Prager Zünfte, denn sein Gefühl sträubt sich dagegen, es unwiderprochen lassen zu sollen, daß die Angehörigen der Handwerkszünfte der Mehrzahl nach Deutsche gewesen seien; er meint, daß die Zünfte ihre Artikel deshalb deutsch dem Rathe vorgelegt hätten, weil dieser aus Deutschen zusammengesetzt gewesen sei; als ob die Artikel für den Rath und nicht für die Zünfte bestimmt gewesen wären. Auch unter der Geistlichkeit findet sich, wie T. selbst als unleugbar feststellt, „eine verhältnißmäßig größere Zahl Deutscher, als man erwarten würde“, das hindert ihn aber durchaus nicht zu erklären, daß die gebürtigen Cechen die überwiegende Mehrzahl im Weltclerus bildeten. Auch bezüglich der Klöster findet es T. ganz natürlich, daß in die neu errichteten Klöster in Böhmen

die ersten Mönche aus deutschen Klöstern genommen wurden, und führt dafür eine Reihe von Beispielen (die er — wie es scheint — absichtlich auf das XI. und XII. Jahrhundert beschränkt) an; nichtsdestoweniger sagt er in unmittelbarem Anschluß an diese Belege für die Berufung deutscher Mönche nach Böhmen: „Die Behauptung, daß die Klostergeistlichkeit in Böhmen und Mähren durchwegs oder zum größten Theile bis ins 14. Jahrhundert deutsch gewesen wäre, läßt sich in keiner Weise nachweisen.“ Diese Behauptung auch zu erweisen macht L. nicht einmal den Versuch, dafür ärgert er sich unterm Strich über J. Blöck (den Verfasser der zur Zeit besten Geschichte der böhmischen Literatur), welcher von der Zeit des Königs Johann sagt, daß von der Verwaltung des Hofes und des Landes zc. an bis auf Sitte, Kleidung, Umgangssprache des Adels und der Intelligenz — alles bereits deutsch war und das einheimische Element im Aussterben zu sein schien, läßt aber Mourek, welcher in einem akademischen Vortrage bemerkt, daß sich zur Zeit Karls IV. und Wenzels IV. das Deutsche im Lande in solchem Maße verbreitet habe, daß Behaghel in seinem Grundriß der Geschichte der deutschen Sprache habe mit Recht sagen können: „Im XIV. Jahrhundert hat Böhmen fast den Charakter eines deutschen Landes“, ganz unbeachtet. Bezüglich des Adels bemerkt L., daß auf deutscher Seite die einen „aus dem Umstande, daß einzelne Adelsgeschlechter im 13. Jahrhunderte ihren Burgen deutsche Namen gegeben haben, ableiten, daß der böhmische Adel seiner Gesinnung nach deutsch war, daß er im Familienkreise sich mit Vorliebe der deutschen Sprache bedient und das Deutschthum in Böhmen gefördert habe. Dagegen behaupten andere das gerade Gegentheil davon, daß nämlich der böhmische Adel der Erbfeind des Bürgerstandes in Böhmen und daher der Deutschen überhaupt und die Hauptursache des Falles des Deutschthums in Böhmen gewesen sei“. Da beliebt eben L. „böhmischen“ und „böhmischen“ Adel nicht auseinander zu halten und nicht zu beachten, daß der Adel in verschiedenen Zeiten auch eine verschiedene Haltung eingenommen hat. Auch die Schwarzenberg, Buquoy, Schönborn, Wallas, Lazansky zc. standen vor 100 und 200 Jahren in einem anderen Lager als heute. Von den böhmischen Adeligen, welche sich von deutschen Dichtern besingen ließen, will L. nur zugeben, daß sie „vielleicht“ deutsch verstanden. In einer Anmerkung führt L. aus der Königsjaaler Chronik die Stelle zum Jahre 1330 an: „In omnibus civitatibus fere regni et coram rege communior est usus lingue theutonice quam bohemicæ“, läßt aber das „coram rege“ ganz unbeachtet. Als Belege für die Unbescheidenheit und Herrschucht der Deutschen in Böhmen in der von ihm behandelten Zeit (also bis zu den Hussitenkriegen) führt L. als Belege Stellen aus einem Briefe Melanchtons an Hummelberg und aus Pirckheimer an, die nicht nur einer ganz anderen Zeit angehören, sondern auch zu Böhmen in keinerlei Beziehung stehen. S. 335 in der Anmerkung polemisiert L. mit Schlesinger wegen der Bemerkung, daß bei der Krönung K. Johanns im Jahre 1311 im Gefolge der Volksmenge „Die deutsche Sprache selbst unter dem Volke überwiegend stark hervortrat“; er kann nicht begreifen, wie Schlesinger dies sagen kann, führt aber die auch von Schlesinger citirte Quelle selbst an: „Turba Bohemorum canit hoc, quod scivit eorum lingua, sed ipsorum pars maxima Teutonicorum cantat Teutonicum“, über deren Auslegung er auch Tomešs Geschichte Prags I. 290 hätte zu Rathe ziehen können. Als Beleg für die zunehmende Böhmisirung der deutschen Städte in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts führt L. die böhmischen oder böhmisch aussehenden Namen von Bürgern und Rathsmitgliedern in den Städten Aussig, Saaz und Pilsen an, in welchem Verhältniß aber die hier

mit allem Eifer zusammengesuchten českischen Namen zu den gleichzeitig vorkommenden deutschen Namen (die eben hier nicht angeführt werden) stehen, erfährt der Leser nicht, weil dadurch der Effect verborben würde, den T. erzielen will. Das Capitel schließt mit der Verherrlichung der hussitischen Bewegung, welche die Vertreibung und „vollständige Vernichtung“ des deutschen Elementes in Böhmen zur Folge gehabt habe. In den Jahren 1420—1424 seien die dem Anstriche nach deutschen Städte im Handumdrehen und plötzlich in českische verwandelt worden und dazu habe die Flucht einiger weniger deutscher Familien hingereicht! Hier fehlt nur noch die Aufforderung: „Geht hin und thnet desgleichen!“, die übrigens aus der leidenschaftlichen Apostrophe auf Seite 341 herausklingt.

Um sich von der Anstrengung, die ihm die Beschäftigung mit den Deutschen verursacht hat, etwas zu erholen, wendet sich T. im folgenden XII. Capitel den „einzelnen Fremdlingen in Böhmen“ zu. Er sagt da gleich in der Einleitung: „Böhmen, ein durch Reichthümer der Natur ausgezeichnetes Land, mit seiner nach Bildung begierigen und fremden Einflüssen zugänglichen Bevölkerung, hat von jeher Fremdlinge angelockt, welche ihre Existenz verbessern wollten. Nach Böhmen kamen nicht nur Abenteurer, vagirende deutsche Dichter und Sänger und dergleichen, sondern auch Leute, welche wirklich durch gute Dienste sich dem Lande, das sie gastlich aufgenommen hatte, dankbar bewiesen.“ Die fahrenden deutschen Dichter und Sänger kommen in dem Buche überhaupt sehr schlecht weg, dagegen wird ihr französischer Sangesbruder Wilhelm von Machaut in liebevoller Breite den Lesern vorgeführt. Ausführlich wird hier der bekannte Italiener Henricus Italicus (de Isernia) behandelt, dem natürlich auch hier wieder die Erfindung der Stadtbücher in Böhmen (1280) zugeschrieben wird. Die Kunde von den Copialbüchern des IX. Jahrhunderts, von den seit dem X. Jahrhundert auftretenden Traditionsbüchern, von den Schreinskarten, welche um 1230 bereits die Form von Schreinsbüchern annahmen, und von den sonstigen Stadtbüchern, wie sie sich besonders in Norddeutschland finden, scheint bei uns bis heute noch nicht in gewisse Kreise gedrungen zu sein. Auffallender Weise zählt T. S. 354 den königlichen Protonotar und späteren Leiter der kaiserlichen Kanzlei Karls IV. Nikolaus von Piesenburg unter die Fremden. Lindner, welcher dem Manne in seiner Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel einen eigenen Excurs widmet, hält ihn für einen Abkömmling des bekannten böhmischen Herrengeschlechtes der Piesenburge. Am Schlusse des Capitels werden noch die Juden zwar sehr kurz aber dafür recht freundlich behandelt, weil in alten hebräischen Handschriften einige českische Glossen gefunden wurden.

Im XIII. Capitel über „die Beziehungen in Literatur und Kunst“ hält T. wieder Gericht über jene, die anderer Meinung sind als er und seine Gesinnungsgenossen. Jedes Volk ist ihm willkommen, nur von den Deutschen dürfen die Čechen nichts gelernt haben. Und doch muß er auch hier wieder gestehen, daß die ältesten Bücher, von welchen in Böhmen Erwähnung geschieht, aus Bayern und Magdeburg herein gebracht worden sind. Unter den in Böhmen verbreiteten Dichtungen nennt T. auch die von „König Artus mit seinem freisrunden Tisch“ (o králi Artušovi s jeho kruhovým stolem). Die Alexandreis läßt er nach dem „französischen Original“ — das bekanntlich in lateinischer Sprache abgefaßt ist — českisch bearbeiten. Aus der Erwähnung Rolands in der Chronik Dalemils schließt T., daß Dalemil, wenn er nicht an das českische Gedicht gedacht hat, wohl eher das Gedicht aus dem „französischen Original“ gekannt habe. Schließlich aber gibt er doch zu, daß der

Einfluß der deutschen Literatur auf die böhmische ein bedeutender gewesen sei, ja daß vielleicht die Mehrzahl der böhmischen romantischen Dichtungen, soweit sie bekannt sind, nach deutschen Mustern übersezt oder bearbeitet seien, aber in Einzelheiten läßt er sich nicht ein, die brauchen seine Leser nicht zu kennen.

Auf die Kunst übergehend werden uns wieder Cyrill und Method als die ersten Lehrer nicht nur der christlichen Religion, sondern auch jeglichen Fortschrittes auf dem Gebiete der Baukunst und der Malerei vorgestellt. Obwohl T. sonst überall italienischen und römischen Einfluß bereitwilligst zugibt, paßt es ihm nicht, daß Neuwirth in dem Berichte des Cosmas über die „ad similitudinem Romanae ecclesiae rotundam“ erbaute Prager S. Veitkirche das Wort „Romanae“ mit „Italicae“ identificirt, weil er der Slawenapostel wegen hier nur den romanischen Stil brauchen kann. Trotz des zum Baue der S. Georgskirche berufenen Meisters Wernher und des in allen Kunstübungen bewanderten Abtes Reginhard, erscheint es T. zweifelhaft, welchen Einfluß diese Fremdlinge und überhaupt die deutsche Kunst in jener Zeit auf Böhmen hatte; die Entscheidung dieser Frage erhofft er von dem in Vorbereitung befindlichen Werke des P. Lehner über die romanische Baukunst in Böhmen. Bezüglich der gothischen Baukunst erklärt T. den französischen Einfluß für den entscheidenden, und zwei Blätter weiter sagt er geradezu, daß der gothische Baustil unmittelbar aus Frankreich nach Böhmen gebracht worden sei, obwohl er selbst die Einführung des gothischen Stiles in Böhmen den Cisterziensermönchen zuschreibt, die bekanntlich aus deutschen Klöstern nach Böhmen kamen. Von Peter Parler weiß er kein lobendes Wort zu sagen, und da er ihm die sein Lob verkündenden Werke nicht streitig machen kann, müht er sich ab, seine Bedeutung zu verkleinern und wirft ihm vor, daß er mit seinem Bruder und seinen Verwandten in Prag reich geworden sei. Letztere Bemerkung wird wohl besonders jene böhmischen Patrioten freuen, die ihr Vermögen deutschen Auftraggebern verdanken und es jetzt gegen die Deutschen so ausgiebig verwenden. Gewiß will T. auch kein Lob Parlers aussprechen, wenn er sagt, daß unter diesem bei dem Baue der Prager Kirche überwiegend Deutsche und andere Fremdlinge beschäftigt waren, „welche aus den Nachbarländern, wo keine ähnlichen kostspieligen Bauten ausgeführt wurden, nach Prag strömten, wo es ihnen gut ging, so daß manche sich da niederließen“. Es wäre vielleicht doch gut gewesen, wenn sich T. umgesehen hätte, was die von ihm genannten Städte und Länder: „Straßburg, Köln, Mainz, Frankfurt, Würzburg, Regensburg, Dresden, Wien, Westphalen, Sachsen, Schwaben, Oesterreich u.“ an Bauwerken aus jener Zeit aufzuweisen haben. Woher hatten denn die deutschen Arbeiter die Kunstfertigkeit, die für das Werk, dessen Herstellung ihnen anvertraut wurde, nöthig war, wenn da, von wo sie kamen, nichts ähnliches gemacht worden ist? Und weshalb hätte Carl IV. das Werk Deutschen und Ausländern ausgeliefert, wenn er über gleichwerthige oder überhaupt nur geeignete einheimische Kräfte verfügt hätte? Natürlich sieht T. auch in der Malerei überall und vorwiegend französischen Einfluß, im Buch der Prager Malerzede aber vermag er nur einen Franzosen (Johannes Gahcus) zu finden. Die deutsche Sprache der Statuten der Malerzede ist T. zwar unbequem (wie schon oben erwähnt), hindert ihn aber nicht die Mehrzahl der Mitglieder der Malerzede für Tschechen zu erklären. Die von Prof. Neuwirth aufgeworfene Frage, ob angesichts der von ihm angeführten Thatfachen „das schöne Märchen von der böhmischen Kunstschule unter Carl IV. weiter bestehen kann“, regt T. ganz besonders auf, und er vergießt darüber Tinte ober und unterm Strich, wo er nicht übel Lust zeigt, zur

Vergeltung die Kölner Schule aus der Welt zu schaffen. Hätte er Neuwirth's Werk mit mehr Aufmerksamkeit als Nerger gelesen, so hätte er daselbst wohl auch gefunden, daß „verschiedene Einflüsse die Wand- und Tafelmalerei Böhmens im 14. Jahrhunderte bestimmten; neben der Richtung, die wohl am besten als einheimisch bezeichnet und als Grundlage für die Eigenthümlichkeiten der Prager Schule im Auge behalten wird, traten besonders deutsche und vereinzelt auch italienische Einwirkungen gleichberechtigt hervor, indes sich französische gleichsam nur andeutungsweise geltend machten“. Nachdem er dann noch einmal Peter Parler seine Ungnade fühlen läßt, zählt T. alle Baumeister böhmischen Ursprungs, welche in Wien, Regensburg, Mainz, Breslau und Dresden gearbeitet haben; natürlich sind das für ihn lauter Čechen. Dabei kann er es wieder Neuwirth nicht vergessen, daß dieser dem Märchen von den Junkern von Prag so scharf zu Leibe gegangen ist; zu widerlegen vermag er freilich die Ausführungen Neuwirth's nicht, darum begnügt er sich, zu poltern.

Im XIV. Capitel, welches die Ueberschrift trägt: „Einige Urtheile über die Eigenschaften und den Charakter der Völker“, bietet T. seinen Lesern eine Blütenlese jener Liebenswürdigkeiten, mit welchen die mittelalterlichen českischen Chronisten die Deutschen bedacht haben. Die Urtheile deutscher Chronisten über die Čechen sucht er abzuschwächen oder als unwahr hinzustellen. Schlecht ergeht es dann den Ungarn, wogegen die Polen ziemlich glimpflich davontkommen.

In einem Schlußwort endlich laßt der Verfasser die angeblichen Ergebnisse seiner Ausführungen zusammen, um seinen gedulbigen Lesern, die glücklich bis ans Ende des Buches gekommen sind, nochmals einzuprägen, daß Böhmen und die Čechen alles, was sie sind und haben, zunächst sich selbst und dann allensfalls Italienern und Franzosen, aber um Gottes willen nur nicht den bösen Deutschen zu verdanken haben. Dabei macht es ihm gar keine Schwierigkeiten auf S. 395 zu sagen, daß „es beinahe bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts in Böhmen keine ansässigen Deutschen“ gegeben habe! T. hofft da offenbar, daß seine Leser nicht mehr wissen werden, was er selbst auf Seite 314—317 geschrieben hat. Und nicht länger als „beinahe ein ganzes Jahrhundert“ gönnt er den Deutschen das Uebergewicht in den königlichen Städten.

Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, wie gründlich sich T. vielfach an seine Gewährsmänner „anlehnt“. Es würde zu weit führen, alle Stellen von größerem Umfange anzuführen, die er wörtlich abgeschrieben hat, ohne dies auch äußerlich kenntlich zu machen. Dieses Abschreiben geschah so mechanisch, daß er so antiquirte Wortformen wie „sada“ für „Satz“ ruhig herübernahm.

Viele längst gedruckte Urkunden werden nicht nach den Drucken, sondern mit dem Verweis auf die Archive angeführt, als ob sie erst der Verfasser zutage gefördert hätte. — Wenn der Verfasser wünscht, daß das Buch die ihm zugewiesene Aufgabe, „das Selbstvertrauen“ bei den Čechen zu wecken, erfüllen möge, so möchten wir glauben, daß er damit etwas zu spät kommt, weil dieses „Selbstvertrauen“ längst so wach ist, daß es von Selbstüberhebung schwer zu unterscheiden ist. Seinen Zweck hat das Buch insofern erfüllt, als es seinem Verfasser den Jubiläumspreis eingetragen hat.

N. Lambert.

Freiherr von Helfert: Der Prager Juni-Aufstand 1848. S. IV. und 271. Verlag Fr. Kivnač. Prag 1897.

Das „österreichische Jahrbuch“ brachte im Laufe dieses Jahres die genannte Arbeit, die nun im Separatabdruck vorliegt. Die eigenen reichhaltigen Notizen und Sammlungen, sodann vielfache Mittheilungen von Augen- und Ohrenzeugen bilden den vom Verf. verwerteten Stoff, der kritisch gesichtet und zweckmäßig verwendet wurde. Ich kann keine Schrift namhaft machen, die, was die Fülle des Gebotenen und die klare Darstellung betrifft, dieser ebenbürtig an die Seite gesetzt werden könnte, sie wird der immer rascher zusammenschrumpfenden Zahl jener Leser aufrichtige Freude bereiten, die jene Prager Episode des „tollen“ Jahres miterlebten.

Unter den sich überstürzenden Ereignissen von 1848 ist kaum ein zweites, das weniger motivirt ist als der Aufstand in Prag. Man hat die Schuld den polnischen und andern revolutionären Emigranten in die Schuhe schieben wollen. Sie waren gewiß auch hier mitbetheiligt, hauptsächlich dürfte jedoch der Wunsch, hinter anderen Städten nicht zurückzustehen, die Menge zu den thörichten Ausschreitungen verleitet haben. Hatten die Pariser und Wiener, die Pester und Berliner ihre Revolution, dann durfte auch das slawische Prag nicht zurückstehen, dazu kam der damals hier tagende Slawencongrès, welcher die aufgeregten Gemüther bis zum Siebepunkt brachte und dem Juni-Aufstand, trotz aller entgegengesetzten Behauptungen, eine dem Deuthum feindliche Tendenz verlieh. Ein Netz von Barricaden, anfänglich unzusammenhängend und von geringer Festigkeit, später jedoch solider und in einander greifend, wuchs in der Alt- und Neustadt empor, wie ein ähnliches dazumal kaum in einer zweiten Stadt zu finden war, freilich fehlten den Bollwerken entschlossene und todesmuthige Vertheidiger. Der vom Fürsten von Windischgrätz niedergeschmettete Aufstand war für die Monarchie von den nachhaltigsten Folgen, er bahnte der Armee, von der ein Theil unter Radetzky's Führung siegreich in Italien kämpfte und welche die Hauptträgerin der Idee eines Gesamtösterreichs war, den Weg nach Wien und Ungarn.

Ich vermag gegen das Urtheil eines Correspondenten der „Allgem. Zeitung“: „unter allen gegenwärtigen Kämpfen wurde gewiß keiner auf so unthwilliger und ungerechter Weise begonnen, als der Prager“ ebensowenig eine Verwahrung zu erheben, als gegen die Meinung Palacky's, daß der Juni-Aufstand ein Werk fremder agents provocateurs und der einheimischen Dummheit war, aber es wird mir gestattet sein, gegen zwei von dem Verfasser am Schlusse seines Werkes gemachten Bemerkungen Stellung zu nehmen. Zwischen dem Hochadel Böhmens, so sagt er, und dem nationalen Bewußtsein der übrigen Bevölkerungsschlassen habe sich eine tiefe Kluft gebildet, die nur allmählich von einzelnen hochbegabten Aristokraten überbrückt wurde, vollständig aber bis heute nicht ausgefüllt worden ist. Dem widerspricht jedoch die jetzige Parteinahme des sogenannten conservativen Adels. Fast scheint es, als ob jener Bruchtheil des böhmischen Großgrundbesitzes, der sich seinen arg bedrängten deutschen Stammesgenossen zuneigt, sich den Unwillen Helferts zugezogen hat. Unwiderbringlich verloren, ruft schmerzzerfüllt der geehrte Herr Verf. aus, sind die Zugeständnisse des kaiserlichen Patents vom 8. April, auf Grund dessen der böhmische Landtag vereint mit Mähren und Schlesiën als ein constituirender einberufen werden sollte, und an den sich die Hoffnungen auf eine weitgehende Autonomie knüpften. Die Geschichte hat bloß mit Thatfachen und nicht mit etwaigen Möglichkeiten zu rechnen. Gesezt

aber selbst den Fall einer Sonderstellung des Landes, die ja den damaligen hin und her schwankenden Ministerien immerhin abgerungen werden konnte, sie hätte sich dem stetig wachsenden Drange nach einem starken Gesamt=Oesterreich und der dem Sturmjahre mit Nothwendigkeit folgenden allgemeinen europäischen Reaction gegenüber nicht behaupten können. B.

Chr. d'Elvert: Geschichte der Juden in Mähren und Schlesien mit Rücksicht auf Oesterreich=Ungarn überhaupt und die Nachbarländer. (Schriften der histor.=statistischen Section der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues u. s. w., Bd. XXX, Brünn 1895.)

Ein Denkmal, weit fester gefügt als seine vielen Verehrer ihm je errichtet haben, oder noch aufstellen sollten, hat mit seinen zahlreichen Werken, hauptsächlich culturhistorischen Inhalts, d'Elvert sich selbst aufgebaut. Die dreißig Bände der Sectionsschriften sind beinahe ausschließlich von ihm verfaßt, sie beweisen seine unermüdete Emsigkeit in der Durchforschung der Archive und Registraturen, den scharfen Kennerblick, mit dem er werthvolles von minder wichtigem zu scheiden verstand. Er war ein rastloser Sammler und hat mit den reichen Schätzen, die er zusammentrug, nie gegeizt. Allerdings ist eine, alle Seiten des Culturlebens von Mähren und Schlesien umfassende Verarbeitung des umfangreichen Materials, das er der Oeffentlichkeit übergab, von ihm nicht erfolgt, aber den Historikern der beiden genannten Provinzen unserer Monarchie sind in seinen Publicationen Fundgruben geöffnet, welche gediegenes Metall enthalten. — Auch sein letztes Buch, das oben genannt ist, kann nicht als eine „Geschichte der Juden in Mähren und Schlesien“, sondern weit mehr als Beiträge zu einer solchen angesehen werden, es steht, um es frank und frei zu sagen, den früheren Arbeiten des Verf. weit nach. Auszüge aus bekannten Druckschriften füllen eine lange Reihe von Blättern des Buches, das an bisher nuntbedecktem Material nur wenig bietet. In der Einleitung ist der Literatur für eine allgemeine Geschichte der Juden, für die der Juden in Oesterreich=Ungarn, in Mähren und Schlesien ein nicht unbedeutender Raum zugewiesen; der Kenner, dem die Angaben nichts von Belang bringen, wird sie lückenhaft finden. Die hierauf folgende „historisch=statistische Skizze über die Juden“ bietet dem Leser den Abdruck eines im IX. Band der 14. Auflage des Brockhaus'schen Conversations=Lexikons befindlichen Artikels „Ueberblick der geschichtlichen Gestaltung der Verhältnisse der Juden in Oesterreich=Ungarn“, einen solchen aus der österr. National=Encyclopädie (Wien 1835) und einen Auszug aus Meinerts Geschichte Oesterreichs. In dem Abschnitt „zur Geschichte der Juden in Mähren und Schlesien“ erhält Duidif, in dem „zur Geschichte der Juden in Mähren“ Dr. Schlesinger das Wort. — Trotz seiner Schwächen ist auch dieses Buch, das letzte, welches der hochbetagte Greis kurz vor seinem Ende der Presse übergeben hatte, ein bereites Zeugniß von der unverfälgbaren Liebe und dem rastlosen Eifer des Verf. für sein Heimatland und dessen Culturgeschichte.

Dem vorliegenden XXX. Bande sind drei Abhandlungen beigelegt und zwar: 1. „über den Verlauf der Rebellion und den dreißigjährigen Krieg in Mähren“; 2. über „die Gegenreformation in Mähren und Oest.=Schlesien“; endlich 3. „über die

Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse in Mähren, Clerus und Unterricht, Adel, Städte und Bürgerthum, Leibeigenschaft in Mähren und Oesterr.-Schlesien". — Die ihnen gewidmeten wenigen Blätter (S. 213—269) schließen ein tieferes Eingehen in die berührten Gegenstände von selbst aus. B.

Dr. C. Grünhagen: Zerboni und Held in ihren Conflieten mit der Staatsgewalt 1796—1802. Berlin 1897. S. IX. u. 312. Verlag von Franz Bahlen.

Die Namen der beiden auf dem Titelblatte angeführten Männer werden wohl kaum dem einen oder dem andern Leser dieser Zeilen bekannt sein, die Erinnerung an ihre Thätigkeit, obgleich sie die Aufmerksamkeit ihrer Zeit- und Heimatgenossen in nicht geringem Maße auf sich gelenkt hatten, ist beinahe völlig erloschen. Grünhagen, als Historiker Schlesiens, Friedrichs d. Gr. u. s. f. in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt, unternahm es, das Andenken an die beiden Männer und ihre Fremde aufzufrischen, er beschenkt uns mit einer auf archivalischen Studien fußenden Arbeit, die als ein höchst dankenswerther Beitrag für die innere Geschichte Preußens zu betrachten ist. Zwar umfaßt der Zeitraum, in welchem Zerboni und Held mit ihrem Sturm und Drang gleichsam in dem Mittelpunkt eines weit reichenden Interesses stehen, bloß sechs kurze Jahre, aber in die von diesen „Rumorgeistern“ angefaßten Händel sind Aufklärung, Freimaurerthum und Geheimbündelei, Cabinetsjustiz und der Geist des Landrechts, ist die unter den Nachwirkungen der französischen Revolution tief und hochgehende Erregung der öffentlichen Meinung, die ängstliche Besorgniß des Herrschers und endlich der Thronwechsel von 1797 eng verflochten.“

Auf eine nähere Inhaltsangabe des interessanten Buches einzugehen ist mir versagt, aber ich meine mich doch zu der Mittheilung verpflichtet, daß Zerboni auf Grund unbeglaubigter Gerüchte jenen an den Grafen Hoyer, den verdienstvollen Minister Schlesiens, gerichteten, von grundlosen Insulten strohenden Brief abgehen ließ, wie ein ähnliches Schreiben an den Vorgesetzten kaum jemals von einem Beamten verfaßt wurde. Der Verfasser wurde in Folge dessen nicht etwa auf Grund eines Rechts-, sondern eines königlichen Machtpruches in harter Haft gehalten. Wenn die öffentliche Meinung sich auf die Seite des Verurtheilten neigte, so wird man die Ursache in der weit verbreiteten Abneigung gegen die Günstlinge des Königs und gegen dessen willkürlichen Eingriff in die Justizpflege zu suchen haben. Letzterer wurde insofern sanirt, daß Friedrich Wilhelm III., bald nach seiner Thronbesteigung (1797) die Angelegenheit den vom Gesetze bestimmten Richtern überließ, die den Geplagten zwar nicht schuldlos erklärten, welche aber sein Vergehen mit der bisherigen Haft als gesühnt erachteten. Später appellirt Zerboni mittelst seiner im Druck erschienenen Selbstvertheidigung an die Oeffentlichkeit, diese Berufung verwickelt ihn aber in einen zweiten Proceß, der mit seiner Verurtheilung zu einer halbjährigen Kerkerstrafe schließt, von der er jedoch durch königliche Gnade befreit wird. An Patriotismus hat es dem Mann nie gefehlt, den er, die größten Gefahren nicht scheuend, 1806 an den Tag legte. Als 1813 der Stern Preußens wieder hell glänzte, wurde Zerboni di Spojetti, der als Hochverrätther verfolgt, als unfügamer Unterbeamte

verurtheilt worden war, zum Ober-Präsidenten der Provinz Posen ernannt, welche Stellung er seiner Befähigung für dieses hohe Amt zu danken hatte, die er in seinem 1797 verfaßten Schriftchen: „Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft von Südpreußen“ nachgewiesen hatte. Es ist eine verdienstliche, auf eigene Beobachtungen basirte und mit Scharfsinn durchgeführte Arbeit, die für die Organisation von Südpreußen mancherlei schätzenswerthe Winke gibt und ein günstiges Zeugnis für die patriotischen Intentionen und für die Befähigung ablegt, in staatswissenschaftlichen Fragen mitzureden. — In Bezug auf das Schicksal der Freunde Verbonis Contessas, von Leipzigers, Felds verweise ich auf Grünhagens Werk, das in jedem seiner Theile den gewiegten Historiographen erkennen läßt und das den aufmerksamen Leser mit voller Befriedigung erfüllen wird. B.

Ringhoffer Dr. Karl, Ein Decennium preussischer Orientpolitik zur Zeit des Caren Nikolaus. (1821—1830.) Beiträge zur Geschichte der auswärtigen Beziehungen Preußens unter dem Ministerium des Grafen Christian Günther von Bernstorff. Mit zahlreichen Acten-Beilagen aus dem k. geh. Staats-Archiv zu Berlin. Berlin und Leipzig. Luckhardt 1897. V + 443 S.

Der Verf. constatirt, daß „es ihm eine Herzensfreude gewesen, die Verdienste der preuß. Politik auf dem Gebiete der orientalischen Frage (während des angeführten Zeitraums) in das rechte Licht zu setzen“. Man braucht durchaus nicht soweit zu gehen wie der übereifrige Kritiker des österr. Literaturblattes, der, den persönlichen Verhältnissen des Verf. durchaus fremd, geradezu einen Act von Felonie daraus macht, daß R., obwohl gebürtiger Oesterreicher, jetzt Preuße geworden, um trotzdem durch diese Erklärung und die Tendenz des Buchs etwas eigenthümlich berührt zu werden. Dasselbe stützt sich lediglich auf preussische Quellen, mit absichtlicher Vermeidung der Archivalien anderer Länder. Ob man bloß auf Grund dieses Materiales das Verdict fällen darf „angeekelt von dem ganzen Gaukelspiele, das Metternich hier aufführen ließ, fühlte er (Schöler) so recht den ungeheuren geistigen Gegensatz der preuß. und österr. Politik“ (S. 144), mag dahingestellt bleiben. Man ist fast geneigt, darin den Uebereifer junger Ueberzeugung zu erkennen.

Jedenfalls scheint Ref. der Versuch, nachzuweisen, daß die preuß. Politik in jener Periode eine führende Rolle gespielt haben soll, für die erste Zeit mißlungen zu sein. Wenn die Dinge dann so kamen, hatte Bernstorff dabei jedenfalls mehr Glück als Verdienst. Das Buch, so fesselnd es auch geschrieben ist, so geschickt darin werthvolles, zum Theil auch ganz neues Materiale verwerthet worden ist, enttäuscht einigermassen, wenn man die sehr hochgespannte Vorrede gelesen hat, in welcher der Verf. sich auch nicht versagen kann zu bemerken, daß seine gesammelten und beigelegten Actenstücke von „größtem historischen Werth“ seien. Auch das „größere Publicum“, welches R. zu seinem Bude heranziehen will, dürfte finden, daß er viel zu viel voraussetzt, daß er namentlich österr. Personen handelnd anführt, wie etwa (S. 25) Küster, (S. 190) Graf Galen, ohne ein Sterbenswörtchen sonst von ihnen zu sagen. Daß die Berichte der preussischen Staatsmänner — Männer ausgezeich-

netter Art wie Bernstorff, Bülow, Schöler — von besonderem Interesse sind, mag ausdrücklich hier constatirt werden. Der Verf. hat aber leider selbst verhindert, daß man sein sonst so schätzenswerthes Buch mit dem Gefühle reiner Befriedigung aus der Hand legen kann.

D. Weber.

Schmidt Valentin Dr.: Das Urbar der Herrschaft Rosenberg von 1598.
Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag.
1897. S. 105.

Wir bringen unseren Mitgliedern zur Kenntniß, daß die vorliegende Publication die in den Mittheilungen des Vereines Jahrg. XXXV, S. 175—208, 273—304, 401—429 und XXXVI, S. 125—133 erschienenen Aufsätze umfaßt, um diese für die südböhmischen Verhältnisse wichtige Abhandlung auch denjenigen leicht zugänglich zu machen, welche nicht Mitglieder des Vereines sind. Von einer Besprechung müssen wir an diesem Orte aus dem Grunde absehen, weil sie ein Beitrag unserer Zeitschrift war.

R. von Weinzierl: Die Bronzezeit in Böhmen. Mit einer colorirten Karte. Sammlung gemeinnütz. Vorträge. Nr. 226. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütz. Kenntnisse in Prag.

Der Vortrag bildet die Fortsetzung eines bereits früher erschienenen über die jüngere Steinzeit, welcher in der liter. Beilage Jahrg. XXXIV zur Anzeige und Besprechung kam. Der Verfasser ist auch hier wieder bemüht, in dem engegesteckten Rahmen alles Wissenswerthe und bekannt Gewordene über diese vorgeschichtliche Zeitperiode zusammenzudrängen und ein anschauliches Bild davon zu entwerfen, wie sich im Laufe der Zeit die culturellen und ethnographischen Verhältnisse seit der neolithischen in der Bronzeperiode verändert haben. Eine kleine Karte, in welche die Fundstätten aus der Bronzezeit Böhmens und die Ausbreitung der damaligen Bevölkerung eingetragen sind, trägt zum Verständniß des Vortrages wesentlich bei, und erregt namentlich bei einem Vergleich mit der dem früher veröffentlichten Vortrage beigegebenen Interesse. Die Abhandlung schließt mit einigen Winken, wie Bronzefunde richtig zu behandeln sind, und mit dem sehr beherzigenswerthen Wunsche, es möchten sich recht viele unserer deutschböhmischen Landsleute dem Studium der Vorgeschichte unseres Heimatlandes widmen und vor allem eine Verschleppung oder Vernichtung der Erzeugnisse unserer Vorzeit, der einzigen Zeugen vorgeschichtlicher Cultur, thunlichst verhüten helfen.

L be.

Knothe Franz, Die Markersdorfer Mundart. Ein Beitrag zur Dialektfunde Nordböhmens. B.-Leipa. Im Verlage des Nordböhmisches Excursions-Clubs. (1897.) 128. S. 8.

Der Verfasser hat schon vor mehreren Jahren durch eine ähnliche Arbeit über die schlesische Mundart in Nordböhmen (Hohenelbe 1888) unsere Kenntniß der deutsch-böhmischen Dialekte in dankenswerther Weise gefördert und dabei schon die Mundart seines Heimatortes Markersdorf (an der Straße von Tetschen nach B.-Kamnitz) als Grundlage seiner Sammlungen benützt und viele Ausdrücke daraus angemerkt, natürlich nur soweit sie sich auch im schlesischen Dialekt Nordostböhmens finden, also doch unvollständig und nur gelegentlich nebenher. Jetzt legt er uns den Wortschatz dieser seiner heimischen Mundart in einem besondern Werkchen vor, das man gleichfalls freundlich und dankbar begrüßen darf; denn diese Mundart, der ostmitteldeutschen Gruppe und zwar dem Lausitzischen zugehörig, weist manche Eigenthümlichkeit auf, wodurch sie sich von den Nachbarmundarten unterscheidet und die man am besten durch einen Heimatgenossen kennen lernt; in der dadurch verbürgten Zuverlässigkeit liegt ja der Hauptwerth solcher Einzelarbeiten. Doch geht der Verf. auch der Verbreitung der mundartlichen Ausdrücke natürlich vor allem in der nächstverwandten Umgebung, aber auch über diese hinaus nach und versäumt auch nicht durch Zurückgehen auf die ältere Sprache die historische und etymologische Seite der Aufgabe zu berücksichtigen. Freilich hätte ich gerade nach dieser Seite öfters Anlaß zu Widerspruch oder doch starken Zweifeln; das liegt übrigens zum Theil wenigstens in der Natur der Sache: denn es ist bekannt, daß die etymologische Erklärung mundartlicher Ausdrücke nicht selten ihre ganz besonderen Schwierigkeiten hat. Wie weit Vollständigkeit angestrebt und erzielt ist, kann ich nicht beurtheilen; eine gewisse grundsätzliche Sparsamkeit aber hat sich der Verf. sichtlich auferlegt. Ich finde nämlich nicht nur Zusammensetzungen, deren einzelne, namentlich zweite Bestandtheile nicht besonders aufgeführt sind; auch in Redensarten, die gelegentlich bei andern Schlagworten angemerkt werden, und in den grammatischen Vorbemerkungen unter den Beispielen begegnen Ausdrücke, die man an ihrer alphabetischen Stelle im Wörterbuch vergebens wieder finden würde. Es scheint sich dabei meist um solche Worte zu handeln, die vom Schriftdeutschen nur lautlich verschieden sind, und da läßt sich eine solche Sparsamkeit wohl verstehen. Gleichwohl möchte ich ihr nicht das Wort reden. Sie erschwert vor allem den leichten und sicheren Ueberblick über das, was der Mundart mangelt und worin sie mit der Schriftsprache zusammengeht; aber auch über die Bedeutung der nur so gelegentlich und nicht immer mit Beifügung der schriftgemäßen Form angemerkten Worte läßt sie den fernerstehenden manchmal in Zweifel; die mundartliche Form der gar nicht verzeichneten aber wird sich dieser lediglich aus den Vorbemerkungen zur Lautlehre auch nicht immer sicher construiren können. Wollte der Verf. sein Wörterbuch bezüglich der Ausdrücke, die lediglich ein lautliches oder formales Interesse darbieten, entlasten, so wäre es daher gerathen gewesen, diese in den grammatischen Vorbemerkungen an geeigneter Stelle vollzählig und nie ohne Erklärung ein für allemal zu verzeichnen. Diese Vorbemerkungen behandeln die Stellung des Markersdorfschen innerhalb der deutschen Mundarten, die Lautlehre und bringen, ohne die Sache erschöpfen zu wollen, auch einige Bemerkungen zur Formenlehre und Wortbildung bei. Das niederdeutsche Element betont der Verf. für seine Mundart übermäßig stark,

wir reichen mit dem Mitteldeutschen aus, das natürlich Berührungen und Mischungen nach beiden Seiten, dem Nieder- und Hochdeutschen aufweist. In der Lautlehre geht der Verf. von den Lauten der heutigen Mundart aus und verzeichnet dazu die mittel- hochdeutschen Entsprechungen. Das mag ja für die erste Orientirung praktisch sein, für das historische Verständniß reicht dies aber nicht aus, denn es läßt die Schicksale der älteren Laute in der heutigen Mundart nicht bequem und deutlich genug übersehen. Es wäre also mindestens zur Ergänzung wünschenswerth gewesen, daß auch noch der umgekehrte Weg eingeschlagen worden wäre, und zwar wäre, da wir es mit einer ausgesprochen mitteldeutschen Mundart zu thun haben, nicht sowohl von dem rein mittelhochdeutschen, sondern dem älteren mitteldeutschen Lautstand auszugehen. In manchen Fällen, wo nicht lautgesetzliche Entwicklung, sondern offenbar Analogiebildung vorliegt, ist es überhaupt mißlich, den lautgesetzlich zu erwartenden ältern Laut anzusetzen. Es geht doch z. B. nicht an zu sagen, in den Präteritalformen *fäl* (fiel), *küng* (fieng), *läß* (ließ), *brätt* (briet) entspreche mundartliches *û*, *ü* mittel- hochdeutschem *ie*; es sind vielmehr Analogiebildungen nach der *a—ô* (mhd. *uo*, md. *û*)-Reihe (also nach *grüb*, *schlûg*, *trûg* u. s. w.; in *brätt* ist auch noch Vocalkürzung eingetreten wie in *rutte*, *rußn*, *suchu*). Eine sorgfältige grammatische Darstellung dieser und der verwandten Mundarten, ähnlich wie Gradl die nordgarnische Gruppe zusammenfaßte, nur nicht mit Beschränkung auf die Lautlehre, wäre eine dankenswerthe Arbeit, die einmal von einem wohlvorbereiteten Kenner dieser Dialekte, am liebsten einem Sprachgenossen selbst unternommen werden sollte. Namentlich auch in diesem Sinne schließe ich mich dem Wunsche des Verf. an, seine Arbeit möge „den Anstoß zu weiteren und tiefergehenden Forschungen auf dem Gebiete der heimatischen Mundarten“ geben.

L.

Eduard Albert, Dr.: Neueste Poesie aus Böhmen. I. Die der Weltliteratur conformen Richtungen. II. Die nationalen Richtungen. Mit einem Anhang, Volkslieder enthaltend. Wien 1895. Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Dr. Albert nennt den ersten Band der „Neuesten Poesie aus Böhmen“: „Die der Weltliteratur conformen Richtungen“. Er will die Entwicklung der böhmischen Poesie in einem Gesamtbilde darstellen. Der erste Band enthält Proben von Julius Zeyer und andern modernen Dichtern. Dr. Albert verhehlt nicht, daß bei einigen dieser Modernen das fremde Vorbild sehr deutlich zu erkennen ist, ebenso der Einfluß des abendländischen Decadententhums. Ein so unkräftiges Absinken (Decadence) wie in der französischen Lyrik, findet sich nirgends. Allerdings wirkt aber bei manchen dieser Dichter ein eigenthümliches nationales Element mit. Die größere Hälfte des Bandes gehört Julius Zeyer, der mit drei epischen Dichtungen vertreten ist: „Igor“, „Donatello“, „Ghismonda“ und die „Buhlerin.“ — Ein Cabinetstück reiner Schönheit ist dieses Gedicht voll hohen Sinnes und edlem Ethos. Julius Zeyer hat große Reisen gemacht, sein Blick ist fremdes Leben gewohnt. Er ist jedenfalls ein bedeutendes episches Talent, er beherrscht verschiedene Weltlagen. Rußland, Italien und Indien zieht er in den Kreis seiner epischen Gestalten. Er hat Plastik, und es fehlt dabei nicht die latente lyrische Wärme. Den

echten Dichter, sagt Otto Ludwig, macht die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung, darin liegt, daß jeder echte Dichter auch ein Lyriker ist. Es ist ein ruhiger, klarer Fluß in der Darstellung. Aber auch das leidenschaftliche Element beherrscht der begabte Dichter. Die Uebersetzungen von Dr. Albert Bronislaw Bellek, Marie Kwayffer, vor allem aber von Friedrich Adler sind geschmackvoll und sprachgewandt. Es ist manche dichterische Perle in der Sammlung zu finden, so Michars markiges Gedicht „die Eisenbahnfahrt“. Gewiß hat Dr. Albert die Auswahl mit seinem Verständniß gemacht. Der Nachwuchs der tschischen Dichter ist nicht gering an Zahl; es drängt sich viel zum Varnaß, und da heißt es, wenn für das Verständniß einer Gedankenphantasie ein Gewinn abfallen soll, mit richtigem Feingefühl und warmer Nachempfindung auswählen.

Im zweiten Theil gibt Dr. Albert: „Die nationalen Richtungen. Mit einem Anhang, Volkslieder enthaltend.“ Den größeren Theil nimmt eine Anthologie aus den Werken von Svatopluk Cech ein, des Führers der Dichtung nationaler Richtung. Treffend charakterisirt ihn Albert. Cech behandelt in seinen epischen Dichtungen nationale Stoffe, ebenso zeigt seine Lyrik nationale Tendenz. Seine Technik aber folgt mehr abendländischen Mustern. Das schöne Gedicht „Im Schatten der Linde“, der VII. Gesang aus dem Gedicht: „Die Adamiten“ zeigen von der Gestaltungskraft und der Erzählungskunst des Dichters. Im fünften Gesang der Dichtung „Himmelschlüssel“ zeigt sich die reiche satirische Ader des Dichters. Die Lieder aus dem „Schmied von Leschetin“ sind prächtige Stimmungsbilder. Eine treffliche Gestaltenballade ist „Geros Lachen“. A. Heyduk und J. Sladef sind echt nationale Dichter, die das Volkslied zum Kunstlied zu adeln verstehen und dabei den Ton des Volksliedes festhalten. Der Ausdruck ist bezeichnend und malerisch. Auch die übrigen in der Anthologie vertretenen Poeten bieten Interessantes und nicht Gewöhnliches. Der schalkhafte Ton des Volksliedes und ein würziger Humor kennzeichnen manche dieser Gedichte. Der Anhang bringt Volkslieder von echtem Klang. Da ist vor allem „Die Waise“ von rührender Schönheit. Von erschütternder Kraft ist „Die Schwester Gistmischerin“. Es ist ein Verdienst des Herausgebers, die Vermittlung der literarischen Schätze der neuern tschischen Poesie angebahnt zu haben. Es ist dies durch begabte und gewandte Uebersetzer geschehen. Druck und Ausstattung der beiden Bände sind vortrefflich.

—r.

Eduard Sedor Kastner: Aus meinem Leben nebst „Mein Gedanken“ mit einem Geleitbriefe von Anton Dorn und neuen Gedichten. Wien 1896. Selbstverlag des Verfassers. Erweiterter Sonderabdruck aus „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“ mit 2 Porträts und 2 Handschriften.

Der bekannte, sehr thätige Verfasser gibt eine Darstellung seines Lebens- und Entwicklungsganges. Er schildert seinen nicht leichten Lebenskampf, der gewiß volles Interesse einflößt, seine literarischen Verbindungen, die Würdigung seiner Verdienste für seine mühevollen Arbeiten in den bekannten Monatsheften und seine vielfachen Leistungen auf verschiedenen Gebieten. An theoretischer Anerkennung hat es allerdings nicht gefehlt. — Kastner versteht es, seinen Gedanken einen kräftigen Ausdruck

zu geben. Seine Gedichte sind tief empfunden und nicht gemacht. Möge das nett ausgestattete Büchlein den rechten Weg finden und das Interesse an des Verfassers mühevollen und selbstlosem Wirken recht wirksam fördern. r.

Emil Perthen und Hans R. Kreibich: Der Hutberg bei Mertendorf und dessen Umgebung. Touristisches, Geschichtliches und Heiteres aus dem Hutberggebiete. Mertendorf 1896. Verlag der Vereinigung der Naturfreunde. Druck von J. Künstner in B.-Leipa.

Die Naturschönheiten Böhmens verdienen es wahrlich, daß sie allgemeiner bekannt gemacht werden. Es ist ein lobenswerthes Bestreben der Vereine, dahin zu zielen, daß in Schilderungen darauf aufmerksam gemacht wird, welche Wege einzuschlagen, welche Schönheiten der Natur genossen werden können. Das anmuthige Polzenthäl bietet deren eine Fülle. Die Verfasser verbinden mit ihren frischen Darstellungen historische Erinnerungen und biographische Darstellungen. Der zweite Theil bietet: „Heiteres vom Fuße des Hutberges“, Geschichten und Gedichte im Dialekt mit würzigem Humor. Die Ausstattung des Werkleins ist nett. —r.

Programmschau 1896.

(Schluß.)

29. Reiniger Adolf: Madame de Sévigné. (1626—1696.) Zu ihrem 200jährigen Todestage (18. April 1696). Landes-Realsch. in Brünn. S. 22.

Marie de Rabulin-Chantel, Marquise de Sévigné, ist eine durch ihre geistvollen Briefe berühmte Französin, zu denen die Veranlassung der Umstand gab, daß ihr Schwiegersohn, der Graf von Grignan, 1671 das Gouvernement der Provence erhielt, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Diese Trennung verwandelte bei der Mutter die Liebe zur Tochter in eine schwärmerische Leidenschaft, und es begann der 25jährige, berühmte Briefverkehr zwischen beiden, der mit geringen Unterbrechungen eine fortlaufende Geschichte des höfischen Lebens in vornehmen Kreisen der Zeit von 1671—1696 bietet. Die vorliegende Studie ist aus Anlaß ihres 200jährigen Todestages verfaßt; ihre Bedeutung wird vollauf gewürdigt.

30. Schaffer Method Franz P.: Historiae urbis Pilsnae Joannis Tanner manu scriptae. Cap. XXXIV—XXXVIII. St.-Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen. S. 18.

Die Capitel I—XXXIII sind gedruckt in den Programmen von 1863, 1864, 1880, 1890; der Jahrgang 1862 enthält eine Abhandlung von P. Vincenz Graumann als Einleitung. Capitel XXXIV enthält die Geschichte Ferdinands I. bis zum Schmalkaldischen Krieg, XXXV die Geschichte Pilsens während dieses Krieges, XXXVI die Fortsetzung derselben bis zum Tode Ferdinands I., XXXVII eine Biographie des bekannten böhmischen Geschichtsschreibers Johannes Dubravins, des Bischofs von Olmütz, der aus Pilsen stammte, XXXVIII die Geschichte Kaiser Max II. Der Abdruck der Handschrift, dem weiter gar keine Erläuterungen beigegeben sind, ist sorgfältig durchgeführt.

31. Schiepeß Josef: Untersuchungen über den Enzban der Egerländischen Mundart. II. St.-Gymn. in Saaz. S. 46.

Der Aufsatz bildet die Fortsetzung des Jahresberichtes vom Jahre 1895 (Vgl. Lit. Beilage XXXV. S. 47). Die eingehende Besprechung beider Abhandlungen ist in der lit. Beilage XXXV. S. 66 ffg. (H. Lambel) erschienen.

32. Schubuth Carl: Ueber die Gliederung der Spruchtone Walthers von der Vogelweide in metrische Gruppen. Landes-Realsch. in Kremsier. S. 41.

33. Singer Ludwig Dr.: Die wirthschaftlichen und politischen Tendenzen des Narrenschiffes und einiger anderer Dichtungen des Sebastian Brant. I. deutsche St.-Realsch. in Prag. S. 32.

34. Skalla Ferdinand: Rückblick auf das erste Vierteljahrhundert der Landes-Oberrealschule in Znaim. Zur Erinnerung an den fünfundzwanzigjährigen Bestand der Anstalt. Landes-Realsch. in Znaim. S. 46.

35. Slaviš Franz: Obyvatelé na Hodonínsku a Břeclavsku r. 1669 až 1673. Počet domů a obyvatelů v západních okresech moravského Slovenska od r. 1620 až do r. 1890. (Die Bewohner Göddinger und Lundenburger Gebiete in den Jahren 1669—1673. Die Anzahl der Häuser und Bewohner in den westlichen Bezirken der mährischen Slovakei von 1620—1890.) Privat-Unterrealschule in Göding. S. 24.

Die Abhandlung steht im engsten Zusammenhange mit dem Jahresbericht von 1895 (Vgl. Liter. Beilage XXXV. S. 48). Die Uebersicht wird auf Grund amtlicher Beschreibungen aus den Jahren 1669—1673 nach den einzelnen Ortschaften des Göddinger und des Lundenburger Bezirkes geboten, wobei die Ansiedler, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges daselbst gewesen sind, mit einem Sternchen hervorgehoben werden. Ein Vergleich mit der gegenwärtigen Bewohnerzahl ergibt, daß Ortschaften, welche gegenwärtig 200, 300, 400 und mehr Familien und Häuser zählen, damals nur einige wenige aufweisen. Von Interesse ist bei der Aufzählung der Häuser und

Injassen die Thatsache, daß die meisten Ortschaften selbst 1790 noch nicht soviel Einwohner hatten als 1620 vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges.

36. Sloupský Josef: *Kdy osadili Slované západní krajiny?* (Wann wurden die westlichen Gegenden von den Slawen besetzt?) S. 30.

Der Verfasser tritt an die Besprechung dieser sehr heißen Streitfrage heran mit der allgemein bekannten Thatsache, daß leider die spärlichen ältesten Chronistangaben so dunkel sind, daß sie eine Klarheit in diese Verhältnisse allein zu bringen nicht im Stande sind, doch wie es jetzt namentlich von Seite der slawischen Geschichtsforscher mit Vorliebe geschieht, diese Angaben deshalb einfach unberücksichtigt zu lassen oder ihnen gerade entgegenz. B. die Markomannen als Slawen hinzustellen, kann ein unparteiischer Geschichtsforscher unmöglich billigen. Die Methode, welche Dr. J. L. Pít angewendet hat, nämlich als Grundlage nur die archäologischen Funde hinzunehmen, ist zwar neu, findet viele Anhänger, aber gewiß eine noch größere Zahl Gegner, da die archäologische Forschung, so hohe Achtung als wir ihr zu zollen beabsichtigen könnten, doch nicht soweit ist, um auf ihr allein positive geschichtliche Resultate aufbauen zu können. Wenigstens scheint es uns durchaus nicht haltbar, daß bereits in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christus die ersten Slawen über das Gebirge ins Elbegebiet vorgeedrungen seien und dort mit der Vertreibung der Bojer begonnen haben. Ähnlich ist auch die Art der Besiedelung Mährens durch die Slawen hingestellt. Von deutscher Seite bleibt es Pflicht, mit starkem Zweifel den Ergebnissen dieser neuesten Forschungen so lange zu begegnen, als nicht unwiderstößliche Beweise für die Richtigkeit derselben erbracht werden, da die Archäologen aus Liebe zur Sache sehr häufig viel mehr in den Funden lesen, als thatsächlich aus ihnen gefolgert werden kann.

37. Starey Johann: *Beiträge zur Geschichte der Cultur Oesterreichs am Ende des XIII. Jahrhunderts nach „Seisfried Helbling“.* II. St.=Gymn. in Raaden. S. 7.

Im Anschluß an den Jahresbericht von 1895 (Vergl. Lit. Beilage XXXV. S. 48) werden die Angaben über Landesvertheidigung, Gerichtsweisen und ständische Verhältnisse erörtert.

38. Stern Emil Dr.: *Das deutsche Epos des XVII. Jahrhunderts.* II. St.=Realsch. in Budweis. S. 36.

Bespricht und würdigt das einzige vollständige Helbengedicht dieses Zeitabschnittes „Habsburgischer Ottobert“ von Wolfgang Helmhard Freiherrn von Hohenberg (geb. 1612 zu Ober-Thumwitz in Ober-Oesterreich) und als Probe eines deutschen Renaissancepos das unvollendete Helbengedicht Wittekind des Hamburger Operndichters Postel.

39. Stippel Jacob: *Landstein vom Jahre 1433 bis auf die Gegenwart.* (Schluß.) St.=Gymn. in Eger. S. 32.

Im Anschluß an die zwei früheren Jahresberichte (Liter. Beilage XXXIII., S. 80 und XXXV., S. 49) schildert der Verfasser die Zeit der Herrschaft der Herrn von Kreig bis zum Verkaufe des Gutes an Stephan Freiherrn von Gizing im Jahre

1579. Landstein wechselte dann zu wiederholtenmalen seine Besitzer, bis es endlich an die Familien der Freiherrn von Sternbach zu Stod und Luttach gelangte, denen es noch heute gehört. Als Anhang dienen 4 Excurse und zwei Zusätze zu den früheren Artikeln. Die fleißige Arbeit ist ein guter Beitrag zur Adelsgeschichte Böhmens, der verschiedenartigen Besitzveränderungen, namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und ist nicht ohne Belang für die Kenntniß der deutschen Ansiedlungen in Böhmen.

40. **Strnad Josef: Déjiny kláštera dominikánského v Plzni.** (Geschichte des Dominikanerklosters in Pilsen.) St.-Gymn. in Pilsen. S. 38.

Die Gründung dieses Klosters steht in naher Verbindung mit der Verleihung des Stadtrechtes an Pilsen unter K. Wenzel II. Da diese vor 1290 nicht erfolgte, so kann das Kloster auch nicht älteren Ursprungs sein. Die erste Erwähnung geschieht 1300 in einem Ablassbriefe, den Peter Aspalter, Bischof von Basel, ausgestellt hat. Seine Geschichte läßt sich leicht in die Zeiträume von 1300—1419, 1419—1618 und 1618—1785 theilen. In diesem Jahre erfolgte unter Kaiser Josef II. die Aufhebung. Mit dem Kloster war im 18. Jahrhundert ein Untergymnasium verbunden. Zwei Kirchen in gothischem Stile gehörten dem Convente an. Die kleinere hl. Geistkirche, erbaut zwischen 1700—1814, und die größere der hl. Margarethe, gebaut zwischen 1446—1500. An Stelle der ersteren, welche 1802 niedergerissen wurde, steht jetzt das Haus Nr. 23 und an Stelle der letzteren befindet sich jetzt ein geräumiger Garten. Der Verfasser, wohl der beste Kenner der Localgeschichte Pilsens, schildert auf Grund der gedruckten aber auch der handschriftlichen Quellen die verschiedenen Geschehnisse des Pilsner Dominikanerklosters, welches wohl im Allgemeinen von untergeordneter Bedeutung ist, aber für die Geschichte der Stadt eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, da die Mönche auf die geistige Entwicklung der Bevölkerung großen Einfluß nahmen. Von Interesse ist z. B. die Thatsache, daß selbst in der Wladislawischen Zeit von 1489—1515 (S. 36) unter den Mitgliedern des Conventes ein deutscher und ein czechischer Prediger genannt werden, und zwar der deutsche an erster Stelle, so daß es den Anschein gewinnt, daß der Convent der Mehrheit nach noch immer deutsch war. Wir sind für diese schöne Arbeit dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet, da in ihr ein werthvoller Beitrag zur Culturmission der Klöster in Böhmen vorliegt.

41. **Švèt Eduard: Prof. Dr. Karel Teige.** Nekrolog. St.-Gymn. in Raudniß. S. 5.

Teige, geb. 1859 in Gzaslau, war Mathematiker. Als solcher war er literarisch thätig; eine weit größere Bedeutung hatte er jedoch als Musiker, wo er sich in Prager Kunstkreisen und auch durch zahlreiche selbständige Arbeiten eines guten Namens erfreute. Sein Bruder ist Josef Teige, der durch historische Abhandlungen, namentlich auf dem Gebiete der Genealogie, bekannt ist.

42. **Svoboda Johann: O amphiktyonii delfské.** (Ueber die delphischen Amphiktyonien.) Privat-Gymn. in Troppau. S. 24.

43. **Tragl Alexander: Leipaeer Familiennamen.** St.-Gymn. in Böhmisch-Leipa. S. 30.

Vgl. die eingehende Besprechung: Liter. Beilage, XXXV. S. 94.

44. **Trótscher Josef:** Director **Johann Nassl** †. Nachruf. St.-Gymn. in Eger. S. 4.

Es ist ein warmer Nachruf für den wohlverdienten Mann, der mit Mühe und Umsicht die Anstalt in Eger 14 Jahre geleitet hat. Nassl war Germanist (geb. 1833 in Tepl), literarisch thätig, ein warmer Freund unseres Vereines und seiner Interessen. Aus seiner Feder stammt die 1863 vom Vereine veröffentlichte Schrift „Laute der Tepler Mundart“; mit mundartlichen Forschungen beschäftigt er sich überhaupt gerne. (Programm des Gymn. in Mies 1877.) Nach seiner Versetzung in den Ruhestand 1892 verbrachte er den Abend seines Lebens in Karlsbad, wo ihn auch der Tod am 1. April 1896 ereilte.

45. **Vávra Josef:** **Jan Štastný.** (Johann Stiasný.) St.-Realsch. in Prag, Gerstengasse S. 15.

Ein warmer Nachruf für den in Ruhestand getretenen Director der Anstalt **Johann Stiasný** (geb. zu Zelenie bei Schlan, 1824), der auch seit 1869 dem Landes-schulrath als Mitglied angehörte. Seine literarische Thätigkeit ist ohne Bedeutung. Er galt bei der pünktlichsten Erfüllung seiner Pflichten als ungemeiner Pedant.

46. **Soleš Eduard:** **Paměti c. k. realného a vyššího gymnasia v Příbrami za prvních 25 let jeho trvání.** (Geschichte des Staats-Real- und Obergymnasiums in Příbram in den letzten 25 Jahren seines Bestandes.) (1871—1896.) St.-Realobergymn. in Příbram. S. 65.

47. **Weese Adalbert P.:** **Chronologischer Ueberblick auf die ersten 25 Jahre des k. k. Staatsgymnasiums in Weidenau.** St.-Gymn. in Weidenau. S. 68.

48. **Wisnar Julius:** **Die Ortsarmen der Znaimer Bezirkshauptmannschaft.** (Schluß.) St.-Gymn. in Znaim. S. 17.

Mit der Abhandlung wird die im Jahresberichte von 1895 (Vgl. Liter. Beilage XLXV., S. 52) veröffentlichte Studie abgeschlossen.

49. **Harwelfa Eduard:** **Die Fortsetzung der Geschichte Friedrichs III. von Johannes Hinderpach von Hausenberg.** Eine kritische Studie zur Geschichte Friedrichs III. Landes-Oberrealsch. in Sternberg. S. IX und 16.

Die Anzeige dieser Arbeit erfolgt als Nachtrag, da sie leider erst verspätet zur Einsicht anlangte. Der Verfasser gibt im Vorwort S. I—IX einen Bericht über die Lage des Kaisers im Jahre 1462. Eine nähere Würdigung behalten wir uns vor, bis die Fortsetzung erscheint, welche im Jahresberichte für 1897 in Aussicht gestellt ist.

Dr. A. D. Horčíčka.